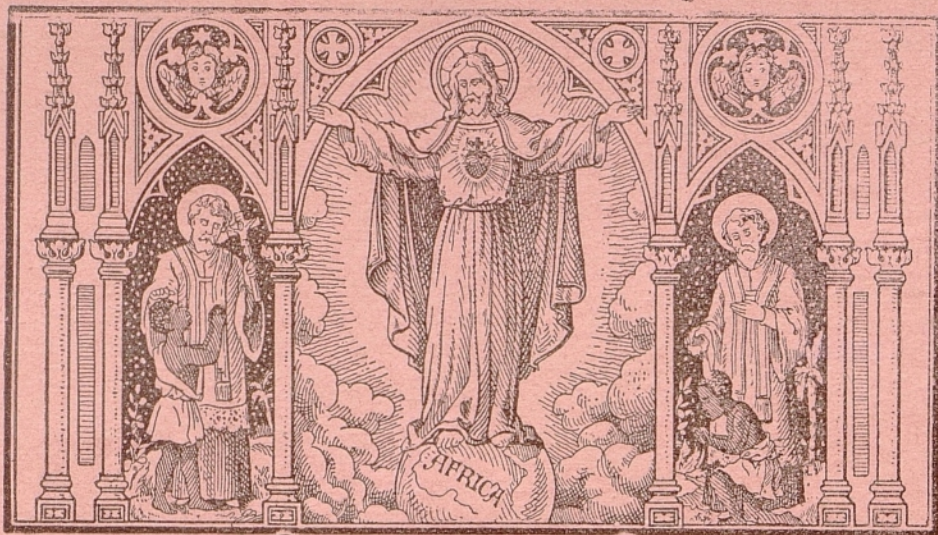




Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“. • •
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K. = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 12.

Dezember 1903.

VI. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
An unsere Leser!	353	Verschiedenes: Die bischöfliche Titelfirche von Trocmade. — Aus unserem Missionshause. — Abreise von Missionären nach Afrika. — Was wußten die Alten von den Nilquellen? — Wie das Volk grüßt. — Marienverein für Afrika	377
Unsere Effekten-Lotterie	354	Gebetserhörungen und Empfehlungen	384
Die Bischofsweihe	354		
Allerseelen in Asinan	359		
Bethlehem	361		
An Bord der „Amphitrite“	362		
Schwester Josefa Scandola †	365		
Bericht des hochw. Paters Anton Vignato F. S. C. über den Nil und seine Beziehungen zu den Eingeborenen	366		
Aus dem Missionsleben: Aus Gessrah. — Das blinde Mädchen. — Eine afrikanische Anekdote. — Stellung der Frau in Afrika. — Aberglauben im Sudan	369	Abbildungen:	
		Mgr. Fr. X. Geher. — Die Insassen des Kavarianums. — Madonna. — Die Liebfrauentirche in München. — Das Innere der Liebfrauentirche in München. — Ägypten von der Vogelschau.	

Korrespondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 1.—30. November 1903.)

Unsere geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnissnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

Für das Missionshaus:

Aronen

Martin Scheuermann, Auerbach (Baden), für die Taufe eines Heidenkinds auf den Namen Anna	24.63
Johannes Schmid, Walsstetten	8.21
Josef Ungericht, Dorf Tirol	5.—
Pfarramt Altvogelseifen	2.—
Durch Antonie Schatzmann aus Feldkirch Ignaz Fleischmann, Lana	24.— 7.—
Alois Pueland, Brigen, aus der Erbschaft des Anton Pueland	200.—
Hochw. Herr Pfarrer Peter Stanger, Bruck St. Johann	12.— 6.—
B. Längle, Pfarrer, Laterns	19.—
Maria Mairl, St. Sigmund	10.—
Ungenannt, Brigen	10.—
J. B., Mannheim	3.—
Hr. Franz Jurica, Fachlehrer, Fischl	6.—
Durch Hochw. Hr. Pfarrer emer. aus Brilegg Hochw. Hr. Professor Jochum, Brigen	6.— 10.—
M. G., Kremsmünster (O.Ö.)	11.—
Gottwald, Grünhof b. Regenwalde (Pom.) Nikolaus Frauberger, Pfarrer, Elmau	3.— 1.—
P. Bernard Grüner O. S. B., Lambach	20.—
Se. k. k. Hoheit Hr. Erzherzog Franz Salvator Durch Hochw. Hr. Pfarrer Hörbst aus Nappl zum Loskauf eines Heidenkinds auf den Namen Karolina	50.— 20.—
Katharina Leonardelli, Kurtatsch (Tirol) für ein Heidenkind als Patengeschenk auf den Namen Katharina	10.—
Ungenannt aus St. Ulrich-Gröden	10.—
Aus dem Nachlasse einer ungenannten Person aus Freudenthal in Schlesien	100.—
Ungenannt aus K.	5.—
Durch Hochw. Hrn. Johann Büsler, Koop., Tettenweis (Niederbayern)	24.—
Ungenannt aus K.	7.60
Dr. Emil Besendorfer, Gmunden	1.20
Aus Baiern	—75
Hochw. Hr. Pfarrer Ruf in Sailauf	1.—
Frh. von Lichtenstein, Deutschlandsberg, zum Zwecke der Lotterie	100.—
Hr. Hohenleiter, Witten	3.—
Hochw. Hr. Pfarrer Haselbach	3.—

Stronen

Durch Frau Hofmayr, Fürstenzell	35.—
Aus Mittersill	10.—
Anna Haueis, Stams	2.50
Michael Froshauer, Haag (N.-Ö.)	3.—
Johann Plaker, Morter	3.—
Ranonifus Joh. Kisling, Nikolsburg	12.—
Frau Wittve Anna Katharina Turtscher, Sonntag	400.—

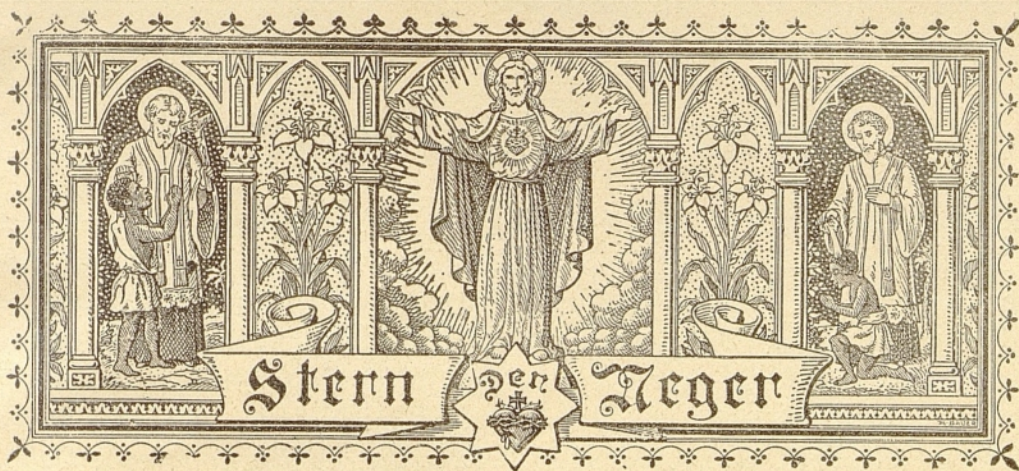
Bücher fandte ein: Kreszenzia Tiefenböck in Grafschau (Niederbayern); eine „Summa theologica sancti Thomae“ von Hochw. Hrn. Pfarrer Balthasar Mellitzer in Winnebach; Frau Hofmayr fandte eine Kiste Leinwand; einen Mantel schickte Peter Stauder in Bintl, Pustertal; Mutter Ambrosia, Pensionats-Meisterin b. St. Ursula, Wien, fandte Kirchenwäsche; Frau Maria Desaler, Brigen, schenkte einen Mantel; Fräulein Rosa Iglseder, St. Florian, fandte Bücher; Anna Schmidt fandte 20 Servietten und ein „Officium parvum“ in Goldschnitt, 13 Mk.

Für heilige Messen:

Fronen

Hochw. Hr. Kaplan Hummel, Ravensburg (Württbg.)	66.50
Marianna Köll, Öhernmühl (Öththal)	2.—
Hr. Peter Wiler, stud. iur., Rodaun (N.-Ö.)	26.—
Hr. Schröer, Steeb a. d. Ruhr	2.34
Baronin Maria von Nagel-Bornholz, Ostenfeld	24.50
Gräfin von Merveldt, Freckenhorst (Westf.)	54.—
Hr. Hochw. Pfarrer Montag, Hopfenohr (Oberpfalz)	39.25
Josef Beth, Landeck	5.—
Josef Clementi, Terlan	5.—
Fröhlich, Ehrweiler (Rheinl.)	32.—
W. Edle von Urbas, Wien	10.—
Anna Benedikta aus Böhmen	20.—
Rosa Doppelmaier, Hallmire	1.—
Kresz. Stainer	20.—
Alfons Ruffbaumer	20.—
Maria Obersteiner, Zell b. Ruffstein	10.—
Dr. Emil Fesendorfer, Gmunden	1.20
Anna Haueis, Stams	2.50
Anna Schmidt, Brigen	1.—

Allen unseren Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.



Katholische Missions-Zeitschrift.

Mr. 12.

Dezember 1903.

VI. Jahrg.

An unsere Leser!

Hiemit danken wir den geehrten Abnehmern unserer Zeitschrift und den treuen Freunden und Wohltätern unserer Mission für ihr Wohlwollen, das sie besonders in diesem Jahre gelegentlich unserer Effekten-Lotterie bewiesen und bitten uns dasselbe auch in Zukunft angedeihen zu lassen.

Wir werden uns bemühen, die Zeitschrift auch im neuen Jahrgange zu vervollkommen, besonders durch schöne Bilder, wie auch durch interessante Berichte, die wir nächstens von den Missionären — als besonders von unserm neuen hochwürdigsten Apost. Vikar — den freundlichen Lesern werden bieten können.

Wir bitten auch alle, die es vermögen, unsere heilige Sache dadurch unterstützen zu wollen, daß man uns viele neue Abnehmer zuführe.

Der jährliche Betrag beträgt mit Postversendung 3 Kronen = 3 Mark. Allen unsern Wohltätern und Abonnenten wünschen wir

Gesegnete Weihnachten!

Unsere Effekten-Lotterie.

Die Ziehung ist unwiderruflich am 15. Dezember 1903. Wir ersuchen dringendst, die gekauften Lose nicht jetzt schon, sondern erst nach Einsicht der offiziellen Ziehungsliste unter den dort angegebenen Modalitäten an uns gelangen zu lassen. Die Ausfolgung der Treffer beginnt mit dem 1. Februar 1904. Alle zum Verkaufe angenommenen und nicht abgesetzten Lose müssen bis längstens 14. Dezember 1903 der Post übergeben worden sein, oder sie werden als verkauft behandelt und die Verkaufsstelle haftet für die entfallende Valuta. Alle bis längstens 14. Dezember nicht bezahlten Lose verlieren ihren Wert. Bezüglich der Effektenliste wird das Nähere durch die Tagesblätter bekannt gegeben.



Die Bischofsweihe.

Am Sonntag, den 8. November, fand in der herrlichen Metropolitankirche zu U. L. Frau in München die feierliche Bischofsweihe unseres neuen Apostolischen Vikars Msgr. Kaver Geyer durch Seine Exzellenz den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München und Freising Dr. Franz Josef von Stein, unter Assistentz des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Passau, Dr. Anton von Henle, und des hochwürdigsten Herrn Weihbischofs von Regensburg, Sigmund Freiherrn von Dw, statt.

Um 8 Uhr früh fuhren die Wägen der Bischöfe an dem großen Portale des majestätischen Domes vor und wurden die Kirchenfürsten von den Dignitären des Domkapitels und dem assistierenden Klerus am Eingange der Kathedrale, der durch das herrliche bronzene Grabmonument Kaiser Ludwigs des Bayern geziert ist, ehrfurchtsvollst empfangen und, nach Austeilung des Weihwassers, in das Presbyterium geleitet, in welchem etwa 150 geladene Gäste Platz genommen hatten, darunter: vier Mitglieder der Kongreg. der Söhne des hl. Herzens Jesu mit dem hochwürdigsten P. Geyer, ferner der 70 jährige

Bater, 2 Brüder, Schwester Superia und Schwager des Apostolischen Vikars, an der Spitze Generaloberer der Kongreg. Seine Exzellenz Macchi, der päpstliche Nuntius in München mit seinem Uditore, der österreichische Gesandte Graf Zichy, Oberst Heinrich von Himmel von Brigen, die Chargierten der katholischen Studentenverbindungen „Anania“, „Rhenofrankonia“ und „Rhätia“. Außerdem hatten sich der katholische Männerverein St. Antonius, das katholische Kasino Haidshausen, die katholischen Männervereine St. Paul, St. Ludwig und St. Josef-Nord, der katholische Volksverein St. Anna, der katholische Bürgerkasinoverein hl. Geist und viele andere Vereine mit Fahnen eingefunden.

Nach kurzer Anbetung des hochwürdigsten Gutes begab sich der Erzbischof zu seinem Thron im Presbyterium, während die übrigen zwei Bischöfe und in ihrer Mitte der zu weihende Bischof bei einem Seitenaltare auf Polsterstühlen Platz nahmen. Nun begann die Festpredigt, welche der hochwürdige Herr Domprediger Jakob Mooshammer hielt. Der hochwürdige Redner führte der nach Tausenden zählenden Menge



Msgr. F. X. Geyer, Apostol. Vikar von Zentral-Afrika.

mit warmen, herbedten Worten die Bedeutung des Tages und die Würde und Bürde des katholischen Bischofs im Allgemeinen und eines Missionsbischofs im Besonderen vor Augen. Wir lassen im folgenden die herrliche Predigt im Wortlaut folgen:

Schon manches Vermählungsfeſt ward in dieſem Gotteshaus gefeiert, ſchon mancher Herzensbund geknüpft und mit dem Segen der Kirche beſiegelt.

Auch heute iſt Vermählungstag, aber ein Vermählungstag gar eigen feſtlicher Art, an dem die Kirche die ganze Pracht ihrer Liturgie entfaltet.

Der hochwürdigſte Herr Kaver Geyer, Apoſtoliſcher Biſkar von Zentralaſrika und Titularbiſchof von Trocmade, ſoll heute die biſchöfliche Konſekration erhalten und unter Übergabe des feierlich geweihten biſchöflichen Ringes ſeiner Diözeſe angetraut werden, ſo wie Chriſtus der ganzen Kirche als Braut verbunden iſt.

Erhabene Würde! Das Sakrament der Biſchofsweihe verleiht geheimniſsvolle übernatürliche Vaterrechte, ſenkt ein die Wurzel jener Vaterſchaft, die den hl. Paulus und mit ihm alle treuen Oberhirten mit Frohlocken erfüllt: „In Chriſto Jeſu habe ich euch durch das Evangelium gezeugt“, jene väterliche Gewalt, den unſterblichen Seelen das Brot des übernatürlichen Lebens zu brechen durch Verkündigung des Wortes Gottes, durch Mitteilung der Gnade in Gebet, Segnung und Sakrament; ihnen ein Führer und Hirte zu ſein auf der Bahn des Heiles und von ihnen bei Verluſt dieſes Heiles Gehorſam zu fordern — darum wird ihm die Mitra aufs Haupt geſetzt, deren zwei Spitzen das alte und neue Teſtament als den Inhalt der kirchlichen Lehre verſinnbilden, deren lichte Pracht an das leuchtende Angeſicht erinnert, mit dem einſt Moſes als gottbeſtellter Lehrer und Führer Iſraels, vom hl. Berge herniederſtieg, wo er Gottes Herrlichkeit hatte ſchauen dürfen; darum wird das Symbol des Hirten, der geſegnete Stab, in ſeine Hand gegeben. Und all dieſe Gewalt und all dieſe Würde empfängt der Biſchof nicht in begrenztem Maße gleich dem einfachen Prieſter: hier wird die Fülle der prieſterlichen Gewalt erteilt: darum ſind es drei Biſchöfe, die weihend ſein Haupt berühren, darum werden ihm nicht bloß die Hände, ſondern auch das Haupt und zwar nicht mit dem einfachen Katechumenenöl, ſondern mit dem hlſt. Salböl, mit Chryſam geſalbt.

Doch der Würde entſpricht die Bürde: mit den Rechten werden auch verantwortungsvolle Pflichten auferlegt, deren Gedächtnis einſt den hl. Paulus im innerſten Herzen erzittern ließ: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige“, die ihn mit jener

hangen Sorge erfüllte, die uns aus ſeiner Mahnung an die Vorſteher der Kirchengemeinden ſo vernehmlich klingt: „Habet acht auf euch und auf die ganze Heerde, in welcher euch der hl. Geiſt zu Biſchöfen beſtellt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er mit ſeinem Blute erworben hat“. Zum Zeichen dieſer Bürde wird das Evangeliumbuch ihm auf Haupt und Schultern gelegt.

Der hochwürdigſte Herr wird zum Miſſionsbiſchof geweiht. Wie vergrößert erſcheint zumal die Bürde im Lichte dieſes Wörtleins: Miſſion!

Der Miſſionär verläßt Vaterland, liebe Verwandte und traute Freunde; er verzichtet auf die Bequemlichkeiten und lieb gewonnenen Verhältniſſe, womit die Heimat das Leben verſchönt. Und in dem Augenblick, wo er dieſes Opfer bringt, weiß er, daß die Entſagung, die Entbehrung ſeine tägliche Begleiterin ſein wird.

Zentralaſrika! Wohl rühmen jene, die vom Forſchergeiſt getrieben, den einſt dunkel genannten Erdteil auffuchten, den Reichthum ſeiner Tier- und Pflanzenwelt — aber über all dieſer Herrlichkeit brütet der Todeshauch eines gefahrdrohenden Klimas, das in kurzen Jahren in das Gedenkbuch der ſudan-eſiſchen Prieſter-Miſſionäre 46 Totenkreuze gezeichnet hat.

Zentralaſrika! Das iſt ein Land dreizehnmal ſo groß als Deutſchland, mit einer zum allergrößten Teil heidniſchen Bevölkerung von 30—40 Millionen, die dem Chriſtentum wenn nicht äußerlich feindſelig gegenüberſtehen, doch demſelben durch ihre eingeleiteten Unſitten, deren bedauerlichſte Vielweiberei und Blutrache ſind, die größten Schwierigkeiten bieten. Welch eine ſchwere Sorge als verantwortlicher Oberhirt, das in ſolch weitem Lande dem Chriſtentum gewonnene erhalten und in unermüdlicher Arbeit neue Seelen dem Heidentume abtrocken und Chriſto Gewinnen. Aber je ſchwerer die Arbeit und je bitterer die Sorge, umſo tröſtlicher iſt der Erfolg, wenn auf den Ruinen des Heidentums wie eine friedliche Daſe mitten in der Wüſte ein chriſtliches Gemeinweſen erblüht.

In der Tat! Nur der Gottmenſch konnte eine ſolche inhaltſchwere Forderung wagen: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Geſchöpfen!“ Nur derjenige, der um der Menſchen willen ſeine göttliche Herrlichkeit im ſterblichen Kleide der menſchlichen Natur verbarg, nur derjenige, der für alle Menſchen das Licht der Wahrheit brachte, für alle ſtarb, für alle den Frieden und das Heil erwarb: nur derjenige, der die Herzen lenkt nach ſeinen großen Plänen: er war es, der ſchon in frühen Jahren dem begabten Jüngling die klare nicht mißzuverſtehende Idee ins Herz ſchrieb: ich will dem großmütigen Herzen des Erlösers das großmütige

Opfer darbringen. Ich will Missionär werden. Der diesen Gedanken stets nach erhielt, bis er Tatsache geworden war und in den Erfolgen einer langjährigen Missionstätigkeit die schönste Frucht entfaltete: Der heute im Sakramente dem neuen Bischofe reiche Gnade geben wird zur Würde und Bürde seines Amtes.

In diesem Sinne, hochwürdigster Herr Konsekrandus, weihen wir Ihnen Glückwunsch und Gebet! Irdische Güter, vergängliche Größe haben für Sie keinen Reiz; es hieße Ihr Herz mißverstehen, wollten wir Ihnen solche Wünsche bringen! Wir wünschen und beten, daß der Herr Ihnen Gnade gebe, die hl. Würde und schwere Bürde mit jener liebenswürdigen Freudigkeit zu tragen, daß er mit reichem Gewinn an unsterblichen Seelen die Tage Ihres Oberhirtenamtes verschönere.

Gehet hin in alle Welt! Diese Forderung konnte nur der Eine stellen, der die Herzen lenkt und mit seiner Gnade zur großmütigen Anteilnahme am Werk der Mission anregt. Die Missionstätigkeit kann der materiellen Mittel nicht entbehren: es müssen Kirchen und Kapellen, Schulen und Werkstätten, Kranken- und Waisenhäuser gebaut, durch werktätige Nächstenliebe müssen drüben die Herzen für den christlichen Gedanken gewonnen werden: nicht wahr, da muß die Bruderliebe mit ihren Liebesgaben dem seeleneifrigen Missionär die Hand reichen über den Ozean: fargen wir nicht, tragen wir nach Kräften unser Scherflein bei! Mit welcher Geringschätzung reden gar viele von „den Schwarzen drüben“. Christus redet eine ganz andere Sprache: wie schirmend breitet er die liebende Hand über sie und ladet uns zur werktätigen Liebe: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Der allwissende Gott schreibt die Namen der frommen Geber auf die Bausteine, die sie zum erhabenen Werk der Mission herbeitragen. Und sei es auch nur eine kleine Gabe, welche du nach deinen Mitteln heute an der Kirchentüre niederlegst, sie ist groß genug, beizutragen zu jenem reinen Glücke, von dem wir in der Allerseelenzeit so oft vernehmen und träumen und das wir alle mit voller Glut uns ersehnen: „Glückselig die im Herrn sterben, sie ruhen aus von ihren Mühsalen und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Amen.

* * *

Nach beendigter Predigt begann die Weihehandlung. Die zwei assistierenden Bischöfe stellten an den Konsekrator, Erzbischof Dr. von Stein, die Bitte, den erwählten Bischof zu weihen. Hierauf wurde

in feierlicher Weise das Ernennungsbriefe des hl. Vaters verlesen. Dann fand die Beedigung des Konsekranten statt, worauf derselbe das rituelle Examen über Glaube und Pflichten des Bischofs ablegte. Nun geleiteten die Assistenten den Erwählten zu einem für diesen Zweck hergerichteten kleinen Altar, um auf demselben die hl. Messe zu beginnen, während der Konsekrator das Hochamt bis zum „Tractus“ auf dem Hochaltare sang, bei dem Herr Dompropst Dr. von Lechner assistierte, während die Herren Domkapitular Neudegger und Prälat Brückl assistierten. Nachdem der Erwählte dem Konsekrator wieder vorgestellt worden war und die Hauptpflichten und Rechte des Bischofs vernommen hatte, folgte die Allerheiligenlitanei. Der Erwählte lag hierbei zur Linken des Konsekrators auf den Altarstufen dahingestreckt. Dann begann der eigentliche sakramentale Weiheakt. Der Erwählte kniete vor dem Konsekrator und es wurde ihm das offene Evangelienbuch auf Nacken und Schulter gelegt und dort festgehalten, bis es nach Vollendung des Weiheaktes ihm in die Hände gegeben wurde. Und nun legten die drei Bischöfe ihre Hände auf das Haupt des zu Weihenden und sprachen mit vernehmlicher Stimme alle zugleich: „Accipe Spiritum Sanctum!“ (Empfange den heiligen Geist!), was einen ergreifenden Eindruck machte. In dem nun folgenden Weihegesang im Prästationstone wird die Bedeutung eines kath. Bischofs hervorgehoben und der Allmächtige um seinen Beistand angefleht, auf daß der zu Konsekrierende die Bürde eines solchen mit der entsprechenden Würde zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen ertragen möge. Und da heißt es gar bedeutungsvoll: *Ut habeat auctoritatem potestatem et firmitatem*, d. h. auf daß er (der Bischof) Ansehen, Macht und Festigkeit besitze. Mitten im Weihegesang hielt der Konsekrator inne, kniete nieder und stimmte das ewig schöne „Veni creator spiritus“ an und salbte, während der Hymnus gesungen wurde, nun sitzend mit heiligem Chrysam den Scheitel des Erwählten. Nachdem dessen Haupt mit einer weißen Binde umbunden worden, setzte der Erzbischof stehend und entblößten Hauptes den Weihegesang fort. An dessen Schluß setzte er sich nieder und salbte mit demselben heiligen Chrysam die Hände des nunmehr Geweihten. Auch die Hände wurden nun in eine weiße Schlinge gelegt. Es folgte dann die Übergabe der Insignien bischöflicher Würde, worauf der Geweihte mit den Assistenten zu seinem Altare zurückkehrte und dort die hl. Messe weiter las bis zum Offertorium. Nach demselben zog er feierlich an den Altar des Konsekrators und brachte ihm knieend das Opfer der Huldigung dar:

zwei brennende Kerzen, zwei Brote, zwei Fäſſchen Wein, (Glaube, Hoffnung und Liebe), alles mit dem Wappen des Konſekrators und Konſekranten verſehen.

Von nun an blieb der Neugeweihte, geleitet von den zwei Aſſiſtanten, am Hochaltare zur Rechten des Konſekrators. Das hl. Meſſopfer wurde nun gemeinſchaftlich fortgeſetzt. Sie opferten, konſekrierten und genoſſen miteinander dieſelbe heilige Hoſtie und denſelben Kelch. Nachdem der weiſende Erzbischof mit feierlichem Segen ſeinen Opſerdienſt beendet hatte, folgte die Krönung des Geweihten mit der Mitra an den Stufen des Altars; der Hirtenſtab aber wurde ihm vom erzbischoflichen Throne aus in die Hände gereicht. Alle, mit Ausnahme des Geweihten, nahmen ihre Inſuln ab. Der Erzbischof ſtimmte das Te Deum an. Während daſſelbe vom Chor abgeſungen wurde, führten die zwei Aſſiſtanten den Geweihten in feierlicher Prozeſſion durch die Kirche, wobei der neue Biſchof die ſichtlich ergriffenen Anweſenden nach allen Seiten hin ſegnete. Zum Hochaltar zurückgekehrt, erteilte der neue Biſchof zum erſten Male den biſchoflichen Segen in feierlicher Weiſe. Hierauf richtete er dreimal an den Konſekrator den Glückwunſch: „ad multos annos“ und empfing von ihm und den zwei aſſiſtierenden Biſchöfen den Friedenskuß. Das letzte Evangelium nach Johannes ſchloß die erhabene Feier. Die herrliche Kirchenmuſik beſorgte der Domchor unter Leitung des Domkapellmeiſters Wörle, während der liturgiſche Geſang von Alumnus des herzoglichen Georgianums in würdiger Weiſe ausgeführt wurde. Gegen halb zwölf Uhr endete die bedeutungsvolle Kirchenfeier.

Inzwiſchen waren in der Benediktinerabtei St. Bonifaz, dem Abſteigequartier des neuen Biſchofs zahlreiche Glückwunſchtelegramme eingelaufen, ſo aus Wien von Sr. Eminenz Kardinal Dr. Anton Gruſcha, den Mitgliedern des Marienvereins und Monſgr. Eduard Friedrich, aus dem lieben Tirol von Sr. Erzellenz Fürſtbiſchof Dr. Simon Aichner, General-Biſar Dr. Theodor Frieſle, ſb. Hofkaplan Schwingſhaffl, Gymnaſialprofeſſor Eduard Jochum, Bauunternehmer Joſef Unterpertinger in Brixen und den Patres, Profeſſen und Novizen des Miſſionshauſes und den Zöglingen des Xaverianum in Mähland, aus Bern von dem öſterr.-ungariſchen Geſandten Erzellenz Karl Freiherrn von Heidler-Egeregg-Syrgenſtein, aus Neuſtraunhofen von Freiherr von Sodenſtraunhofen, aus Kairo von hochw. P. Franz Heymans, Oberen und den Miſſionſſchweſtern, ſowie aus allen Teilen Bayerns und Deutschlands.

Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr vereinigte um den Neugeweihten ein frohes Mahl die Teilnehmer der ſchönen Feier. Erſchienen waren Seine Erzellenz, der päpſtliche

Nuntius, Titularerzbischof Macchi mit ſeinem Uditore, der Erzbischof Dr. Franz Joſef von Stein, der Biſchof von Paſſau Dr. Anton von Henle und der hochwürdigſte Weihbiſchof von Regensburg Sigmund Freiherr von Om. Ferner der Abt des Benediktinerſtiſtes St. Bonifaz, Benedikt Zenetti, die hochwürdigſten Herren Dompropſt Dr. Alois von Lechner von München, Domkapitular und Landtagsabgeordneter Dr. Franz Pichler von Paſſau, Domprediger Jakob Mooshammer, Domzeremoniär Römisch, zwei Ehrenſtühle, P. Angelus Colombaroli, Generaloberer der Kongregation der Söhne des hlſt. Herzens Jeſu und vier Mitglieder derſelben Kongregation, P. Federico Bianello, Novizenmeiſter von Verona, P. Valentin Vogrine aus Mähland, Theologe Fr. Schuhmann und Fr. Aug. Cagol; Pfarrer Alois Schmitt aus Bliſsmengen; anweſend waren ferner: Michael Geyer, Vater des neuen Biſchofs und zwei Brüder deſſelben, Oberſt-leutnant Fűrholzer, zwei Vertreter des Marktes Regen, dem Geburtsorte des Neugeweihten, ſowie die hochwürdigſten Kapitulare des Stiſtes St. Bonifaz. Der alte Vater des Apoſtoliſchen Biſars war derart gerührt und ergriffen, daß er außer Stande war, an der Unterhaltung teilzunehmen. Seine Erzellenz Erzbischof Dr. von Stein erhob das Glas und brachte einen Trinkſpruch auf den Neugeweihten in herrlichen, echt biſchoflichen Worten aus. Er ſagte etwa: „Es erfreut das Herz eines katholiſchen Chriſten immer ganz beſonders, wenn der hl. Geiſt ſich einem ſeiner Erwählten mitteilt und auf ihn herabſteigt. Wir feiern heute ein ſolches Feſt. Heute iſt in unſerem ehrwürdigen Dome, der unter dem ganz beſonderen Schutze der allerheiligſten Jungfrau Maria ſteht, der hl. Geiſt auf den hochwürdigſten Herrn Franz Xaver Geyer, Biſchof von Trocmade und Apoſtoliſcher Biſar von Sudan oder Zentral-Afrika, herabgekommen. Bei dieſer Gelegenheit wurde ihm auch im Hauſe des Allerhöchſten ein Stab in die Hand gedrückt, ein Stab, ähnlich dem Stabe des Moſes, der auf Geheiß Gottes mit demſelben an den harten Felsen ſchlug und alsbald Waſſer hervorſprudeln ſah. Auch der neugeweihte Biſchof ſoll mit ſeinem Stabe an einen harten Felsen, an einen ſehr harten Felsen, an die Herzen der armen Neger Zentralafrikas ſchlagen, um das Waſſer chriſtlichen Fühlens und Denkens und chriſtlichen Lebens hervor-zubringen. Möge ihm dieſe hohe Aufgabe in recht ſegensreichem Maße gelingen! Ich bitte Sie, hochverehrte Verſammlung, mit mir das Glas zu erheben und zu trinken auf das Wohl des Biſchofs von Trocmade!“

Der Neugeweihte erhob ſich bald darauf und ſprach Sr. Erzellenz, dem hochwürdigſten Herrn Erz-

bischof, Sr. Excellenz, dem Herrn Nuntius, dem Herrn Bischof von Passau, dem Herrn Weihbischof von Regensburg, sowie allen Teilnehmern, wie überhaupt Allen, welche in irgend einer Weise zur Verrichtung des Festes beigetragen, in warmen Worten

seinen Dank aus und forderte die Anwesenden auf, mit ihm das Glas zu leeren auf das Wohl Sr. Excellenz des Herrn Erzbischofs, der die große Gnade gehabt, ihn in seiner hohen Metropolitankirche zu weihen.

Allerseelen in Assuan.

Bericht vom hochw. P. Josef Münch, F. S. C.

In Assuan hat man gleich nach Gründung dieser Station für die Lebenden ziemlich gut gesorgt, die Toten sind aber bis auf jetzt beinahe schlecht weggekommen. In der Voraussetzung, daß man doch im Norden der Stadt, in der Nähe der Kirche, einen eigenen Gottesacker anlegen würde, widmete man jenem Plage, wo unsere ersten Toten bestattet wurden, fast gar keine Fürsorge, auch dann nicht, als man eine Missionschwester in die heiße Erde senken mußte. Ein öder Abhang am Fuße eines Felsens war es, der die Überreste der einheimischen und fremden Katholiken aufnahm. Hier und da setzte man wohl auf einige Gräber ein Kreuz, aber dieses verschwand bald wieder, und so begnügte man sich, auf das Grab Steine zu legen, da der Wind die aufgehäuften Sandhügel über den einsamen Ruhestätten bald schleifte. Doch auch damit war beinahe nichts geholfen, da die gesammelten Steine Füße bekamen, sobald der Totengräber, gewöhnlich ein schismatischer Kopte ohne jedes diesbezügliche Verständnis, sie für ein neues Grab brauchte. So ist es gekommen, daß man an Stellen Verstorbene vermutete und dort für sie betete, an welchen sie gar nicht begraben waren, was sich erst jetzt herausgestellt hat. Oft führte ich die Knaben der Mission an das Grab — wie man mir versichert hatte — eines hier fromm verstorbenen abessinischen Jünglings, welcher mir mit besonderer Zuneigung in Gefirah zugetan gewesen, um mit ihnen zu beten: aber erst seit zwei Monaten wissen wir, daß jene Stelle niemanden deckte. So verhielt es sich auch mit der Grabstätte der hier als Opfer der Nächstenliebe verstorbenen Schwester Marietta Caprini. Als wir uns vergewissert hatten, daß an der in Aussicht genommenen Gegend kein Friedhof errichtet werden konnte, zögerte der hiesige hochw. Obere nicht länger und beschloß, es bei dem alten Plage bewenden zu lassen, aber ihn nicht nur mit einer geziemenden Mauer zu umgeben, sondern noch

dazu innerhalb eine kleine Totenkapelle zu bauen. Und da zum Bauen Geld gehört (was ich noch von Mühland her weiß), so nahm ich die Sammelliste und fing bei meinen wenigen Landsleuten, den hier zeitweilig ansässigen Deutschen, an und am ersten Tage waren zehn engl. Pfund gezeichnet. Bei seinen Landsleuten übernahm selbige Beschäftigung der hochw. P. Obere, dem das ganze Verdienst, hiesiger Pfarrei einen Christen würdigen Gottesacker gegeben zu haben, gehört. Die Mauern standen bald da, die Kapelle auch. Da kommt der gute Br. Nemigius und übernimmt das Ebnen und die Herrichtung des Platzes. Das war aber nicht die einzige Aufgabe, die man ihm setzte. Es galt, die verstorbene Schwester Marietta und den abessinischen Knaben Matthäus aufzufinden — und da suchten wir, wie ich schon vorher angedeutet, vergebens. Die Schwester sowie der hier verstorbene und bei den schismatischen Kopten begrabene Missionär hochw. P. Specke sollten an einem würdigeren Plage in der Kapelle oder neben ihr wieder beigesetzt werden. Bei diesem Suchen haben wir fast alle im Sterberegister eingeschriebenen Katholiken aufgefunden: eingetrocknet wie die Mumien und in beinahe ganz unversehrten Kleibern und Särgen, obwohl manche schon seit sechs und acht Jahren hier liegen. Der heiße, trockene Sandboden, niemals von Regen benetzt, hat der Verwesung alsobald Einhalt getan, indem er die aus dem sich zerlegenden Fleische ausscheidende Flüssigkeit gierig und schnell auffog. Seitdem ich diese Tatsache weiß, habe auch ich den Wunsch, in solcher Erde mich einstweilen zur Ruhe zu betten, bis mich die Posaunen wieder hervorrufen. An Allerheiligen abends segnete ich die Friedhofskapelle ein, am Allerseelenmorgen wurde daselbst inmitten der Lebenden und Verstorbenen vom hochw. P. Oberen eine hl. Messe gelesen und eine kurze Predigt gehalten. Dazu hatten sich beinahe alle die wenigen einheimischen

Katholiken nebst den meisten sich hier aufhaltenden ital. Arbeitern eingefunden, welche letztere zur Vollendung und Schmückung dieser Ruhestätte vieler ihrer Kameraden wacker mitgeholfen haben. Schön war die Feier und erhebend: es ist ja gar so einladend, im heißen Sande und unter stetem Sonnenschein bis zur Auferstehung zu ruhen, d. h. wenn die Seele auch ein gutes Plätzchen gefunden.

Nun steht er da, der Friedhof, mit seiner weißen Mauer, seiner niedlichen Kapelle, an deren Vorderseite das große Wort Resurrecturis, d. h. „den auferstehen werdenden“, prangt und in der gelben Wüstengegend Gläubigen und Ungläubigen die tröstend-ernste Lehre von der ewigen Vergeltung predigt.

Aber ohne die uns nächststehenden Toten gefunden zu haben, gaben wir uns nicht zufrieden. Während der Allerseelenoktave wurde weiter gegraben und gesucht, bis man endlich am vorletzten Tage derselben auf die verstorbene Missionsschwester stieß. Besser noch als die früher aufgefundenen Leichen war sie erhalten geblieben; die hiesigen Schwestern kleideten sie in ein neues Ordensgewand, vertauschten den alten Schleier mit einem neuen und senkten sie am Abend nach der in der Friedhofskapelle abgehaltenen Rosenkranzandacht und wiederholter Einsegnung in ein frisches Grab neben der Kapelle. Hier wartet die gute Schwester der Auferstehung, um den ewigen Lohn für ihre heroische Nächstenliebe und Standhaftigkeit zu empfangen. Auch sie war im Jahre 1882 den Horden des Mahdi als Gefangene in die Hände gefallen. Durch einen heroischen Mut gelang es ihr aber nach drei Jahren nebst einer andern schwarzen Schwester aus Omderman zu entkommen. Sie war entschlossen, alles, auch das Leben zu wagen, als noch länger in jener Hölle der Laster und der Grausamkeit auszuhalten. Es war damals unser jetziger geliebter Apostol. Vikar Mgr. Xaver Geyer, welcher in Saras oberhalb Wadi Galsa die zwei Heldinnen zu ihrem Erfolge beglückwünschte und sie von dort sicher nach Kairo brachte. Nachdem Schwester Marietta Caprini einige Zeit in Kairo und später in Gefira segensreich gewirkt hatte, kam sie Ende des Jahres 1895 nach Kairo. Hier wartete sie im folgenden Jahre die Cholerafranken, holte sich aber dabei selbst diese Krankheit, welche sie überstanden zu haben schien, als sich zu allerletzt der Typhus hinzugesellte, dem sie am 2. Juli 1896 zum Opfer fiel.

In der zweiten Novemberwoche galt es, den ver-

storbenen Hochw. Pater Alois Specke zu suchen und in dem neuen Friedhofe wieder zu beerdigen. Er war nämlich im Jahre 1887 allein in Assuan verstorben und dann von den schismatischen Kopten in ihrem Friedhofe beigesetzt worden.

Nach einigem Herumfragen und Herumarbeiten entdeckten wir sein Grabmal. Man trug es ab, fand zuerst eine Steinplatte mit arabischer Aufschrift und zuletzt den noch ziemlich gut erhaltenen Sarg. Als dieser geöffnet wurde, traf man die sterblichen Überreste dieses eifrigen Apostels beinahe noch besser erhalten als jene der Schwester Marietta. Die Gesichtszüge waren noch sehr gut erkenntlich, die Augen geschlossen, der wallende Bart wie frisch, die Haut besonders an Händen und Füßen nicht angegriffen, sondern eingetrocknet, wie überhaupt der ganze Körper, der durchaus keinen skeletartigen Anblick darbot. Und solches nach 16¼ Jahren!

Aus Belgien gebürtig, kam er im Jahre 1884 nach Kairo, wo er als Lehrer des Französischen an der koptisch-katholischen Schule wirkte. Nach kurzem Aufenthalt in Suakin und wiederum in Kairo ging er im Frühjahr des Jahres 1881 nach Assuan, wo er alle durch sein eingezogenes und strenges Leben erbaute. In der Umgegend dieser Stadt besuchte er die Dörfer des schismatischen und kathol. Kopten, unter denen er gewiß Großes gewirkt hätte, wenn nicht sein frühzeitiger Tod dies vereitelt haben würde. Mit Mut machte er sich auch an die Aufgabe, das Sektenwesen der Protestanten aus Assuan zu verdrängen, welchem schon seit jener Zeit viele naive und eitle Kopten zum Opfer fielen. Seinen Mitbrüdern war er ein sorgsamer Gefährte, gegen sich selber aber streng. Als er allein war, kaufte er sich nie Fleisch, noch trank er Wein, sondern begnügte sich mit Eiern, Milch, Zwiebeln und Milchwasser. Diese Lebensweise nebst der großen Hitze trugen dazu bei, daß er am 31. Juli 1887 vom Typhus befallen wurde. Noch am 1. August ging er in Fieberglut aus, um ein Geschäft der Mission zu regeln, und am 4. August schon legte man den apostolischen Mann in den Sarg. Ja, in Afrika reitet der Tod schnell! Die Kopten begruben ihn auf ihrem Friedhof, jedoch heuer hat ihn die Liebe seiner Mitbrüder von dort geholt und nach vorhergegangenen Seelenamte in der Kapelle mit abermaliger Einsegnung in ein besseres Heim gebettet. Ich für mich beneide beide um ihre stille, sonnige Ruhestätte! R. I. P.



Bethlehem.

von Fr. A. B., F. S. C.

Hoch am Himmel, über Bethlems Stalle,
Glänzt ein Stern, dem keiner gleicht;
Es erklingt die Flur von frohem Schalle
Und der Hirten Furcht der Freude weicht.

Engelchöre auf- und niedersteigen,
Künden, daß der Welt Erlösung kam;
Mit den Hirten singen sie im Reigen
An der Kripp' so traut, so wundersam.



Sie, die Mutter in dem Lilienfranze,
Die so liebend an der Krippe wacht;
Sie, geschmückt mit ew'gem Siegesglanze,
Diese hat der Welt das Heil gebracht!

Diese Jungfrau ward ein Born der Gnaden,
Ward den Irrenden ein Rettungsstern;
Schutz und Schirm auf allen Lebenspfaden
Ward uns da die Mutter uns'res Herrn!

Leuchte, Rettungsstern! Aus Bethlems Stalle
Leuchte nun durch alle Welten hin! —
Und du, Schar des gläub'gen Volkes, walle,
Walle zu der Gnadenspenderin!

Laß uns durch die Liebe Die umfassen,
Die für uns da an der Krippe fleht;
O, dann flieht auch sicher jedes Bangen;
Jedes Trauern, jedes Leiden dann vergeht!

An Bord der „Amphitrite“.

Reisefizzen von P. Stephan Vockenhuber, F. S. C.

I. Auf sturmbewegter See.

Es war am 17. Oktober gegen Abend, als wir an Bord unseres Schiffes, der „Amphitrite“, flogen. Dasselbe ist ein prächtiger und gut gebauter Dampfer der österreichisch-ungarischen Lloydgesellschaft. Nachdem ich die für mich bestimmten Kabinen in Augenschein genommen hatte, begeben wir uns auf das Verdeck, um mir die Abfahrt anzusehen. Die Dunkelheit hatte bereits ihren düstern Schleier über die Umgebung von Triest ausgebreitet und ein rauher Nordwind fuhr saugend durch den Wald von Masten. Trotzdem hielt ich stand. Die bunten Lichter der vielen vor Anker liegenden Schiffe, sowie die elektrische Beleuchtung der Stadt im Hintergrunde boten dem Auge einen unbeschreiblichen, wahrhaft feenhaften Anblick. Da gibt ein englischer Dreimaster zu unserer Rechten das Zeichen zur Abfahrt und kaum ist er aus dem Hafen, als auch unsere Maschine zu pfeifen oder besser zu brüllen beginnt, daß einem Hören und Sehen vergeht. Es rasseln die Ketten der schweren Anker und grelle Pfliffe, unterbrochen von kurzen Kommandoworten, erfüllen die Luft. Bald sind die Anker gelichtet und das Schiff freigelegt. Schon beginnt die Maschine zu arbeiten und stolz schneidet die „Amphitrite“ die schaumgekrönten Wogen. Noch ein Blick, ein Gruß nach jener Gegend, wo die liebe Heimat liegt und ich ziehe mich in die Kabine zurück. Es begann bereits stark zu regnen und auch der Wind wurde immer heftiger. Da auf einmal stockt die Maschine, das Schiff steht still. Der Wind war mit solcher Wut eingefallen, daß es nicht ratsam schien, sich ins Meer hinauszuwagen. Erst nach einer halben Stunde konnte die Fahrt wieder fortgesetzt werden.

Während der Nacht durchquerten wir den Guarnaro, der, wie man mir versicherte, immer etwas unruhig sein soll, diesmal aber so stürmisch war, daß ich wegen des fortwährenden Schaukelns und Müttelns des Schiffes fast die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.

Der nächste Morgen verspricht einen herrlichen Tag. Alle hoffen eine gute Meerfahrt. Allein schon gegen 9 Uhr vormittags überzieht sich der Himmel mit dunklen Wolken, das Meer wird unruhig und nimmt eine tintenschwarze Farbe an. Mit fürchterlicher Wucht werfen sich die vom Wind gepeitschten

Wogen seitwärts auf das Schiff, überschlagen sich und stürzen schäumend über das Verdeck. Das Schiff, obgleich von beträchtlicher Länge und schwer beladen, schwankt dennoch ganz entsetzlich und wird von den Fluten bald in die Höhe geworfen und dann wieder in die Tiefe geschleudert. Unbeschreiblich ist die Furcht, das Entsetzen der Reisenden, besonders der Frauen. Es ist aber auch etwas Grauenhaftes, wenn man die schäumenden Wasserhügel sich langsam dahervälzen, aufstürmen, gegenständig drängen und brechen sieht. Wie klein, wie ohnmächtig fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente sich gegen ihn erheben!

Erst nachmittags gegen 4 Uhr läßt der Sturm nach und alles atmet wieder frei auf. Milder Sonnenschein dringt durch die zerrissenen Wolken; auch sie verschwinden nach und nach und an ihre Stelle tritt der lachende blaue Himmel.

Im fernen Horizonte wird jetzt eine Insel sichtbar; es ist Lissa. Da tauchen rechts von ihr noch zwei andere auf: Buvi und S. Andrea. Es ist bereits dunkel, als wir an Lissa vorüberkommen. Diese Insel, allgemein bekannt durch die im Jahre 1866 in ihren Gewässern stattgefundene Seeschlacht zwischen Österreich und Italien, ist im allgemeinen kahl und gebirgig. Sie und da bemerkt man auf der Anhöhe oder in der Nähe der Meeresküste kleine und größere Ortschaften. Das rote Licht, das wir nun vor uns sehen und das vom Leuchtturme herrihrt, zeigt uns den nahen Hafen und die Stadt Lissa an, von der wir in der Dunkelheit nur sehr wenig unterscheiden können. Weiter vorne an der südlichsten Spitze der Insel bemerken wir ein zweites Licht, das weit ins Meer hinaus sichtbar ist. Mit beschleunigtem Laufe eilt nun die „Amphitrite“ der Küste von Dalmatien zu.

II. Im Hafen von Gravosa. — Ragusa.

Schon graute der neue Tag, als wir uns der Küste näherten. Das Schiff windet sich langsam durch die seichten und deshalb gefährlichen Kanäle. Endlich fahren wir in den Hafen von Gravosa ein. Hell leuchtet in den Strahlen der aufgehenden Sonne das Kreuz auf dem Kirchturme und die Häuser der Stadt treten immer mehr und deutlicher hervor. Es dauert nicht lange und wir ankern in einiger Entfernung vom Ufer. Kaum ist die Schiffsbrücke zum Meere heruntergelassen, als auch schon eine

Anzahl Bootsleute in leichten Rähnen herbeirudern, um die Reisenden ans Land zu befördern. Auch wir steigen in einen dieser schaukelnden Rachen, welcher unter den rüstigen Ruder schlägen unseres Schiffers pfeilschnell dem Ufer zueilt. Da es in Gravosa nichts Sehenswerthes gibt, so machen wir einen kleinen Ausflug in die etwa eine halbe Stunde entfernt liegende Stadt Ragusa, von der wir alle Wunder vernommen hatten.

Unser erster Gang daselbst ist zum Dominikanerkloster, wo wir sehr zuvorkommend aufgenommen wurden und endlich wieder einmal die hl. Messe lesen konnten, denn auf dem Schiffe mußten wir notgedrungen dieses Trostes entbehren. Der hochw. Obere des Klosters, P. Ambrosius Bacic und P. Dominikus Domic verschafften uns einen kleinen Dampfer, der uns in ihrer Gesellschaft auf die durch ihre Schönheit ausgezeichnete und darum vielbesuchte Insel Lacroma bringt. Diese Insel war einst ein beliebter Aufenthalt Maximilians, Kaisers von Mexiko, sowie des Kronprinzen Rudolf und wurde im Jahre 1891 von Sr. Majestät dem Kaiser den Dominikanern übergeben. Diese haben hier ein geräumiges Ordenshaus — die einstige Villa Maximilians — mit apostolischer Schule. Der Leiter derselben, P. Bolle, ein gebürtiger Triestiner, führt uns hinein und läßt uns u. a. das Wohn- und Schlafzimmer sowohl des Kaisers Maximilian als auch des Kronprinzen Rudolf sehen. Alles ist noch auf dem alten Plaze. Hierauf besichtigten wir den Klostergarten. Nebst Zitronen- und Lorbeersträucher sieht man hier schlanke Palmen der verschiedensten Gattungen zum Himmel streben. Auch der Brotfruchtbaum, sowie viele andere tropische Pflanzen gedeihen hier ausgezeichnet. Es soll auf der Insel überhaupt schon mehr ein tropisches Klima herrschen.

Auf der Rückfahrt von Lacroma kann ich die Stadt Ragusa vom Schiffe aus mit Muße betrachten. Sie ist von hohen, starken Festungsmauern umgeben, die noch aus ihrer Republikzeit herrühren. Der Hauptteil der Stadt liegt höchst malerisch am Fuße des Monte Sergio mit der Festung „Imperial“. Dann zieht sich eine Häuserreihe längs des Bosanka bis zum Jarlovica hinüber. Diese zwei Berge, sowie auch der Monte Sergio sind ganz kahl. Doch in neuerer Zeit sucht man dort Fichten und Tannen zu pflanzen. Die eifrigen Bemühungen scheinen nicht ohne Erfolg zu sein. Die Stadt Ragusa ist Bischofssitz, hat eine prächtige Kathedrale und mehrere Kirchen, die meist Ordensgenossenschaften angehören. Der Hafen wäre schöner und breiter als der von Gravosa, ist aber feicht und darum für größere, tiefgehende Schiffe nicht geeignet.

III. Durchs Jonische Meer. — Patras. — Im Lande der Pharaonen.

Nachmittags um 2 Uhr dampfen wir von Gravosa ab und steuern der italienischen Halbinsel zu. Am nächstfolgenden Tage kommen wir in aller Frühe im Hafen von Brindisi an. Derselbe ist schön und breit. Den Eingang schützt eine Festung, auf einer weit ins Meer hinausragenden Landzunge gelegen. Um halb 7 Uhr vormittags werden die Anker wieder gelichtet und mit beschleunigtem Laufe gehts die Meerenge von Otranto hindurch ins sagenumwobene jonische Meer. Wir geraten jetzt in ein wahres Labyrinth von Inseln und Kanälen. Die erste Insel, die fast träumend aus der bläulichen See auftaucht, ist Tano. Sie ist kahl und trostlos. Während wir sie betrachten, zieht schon wieder eine andere Insel unsere Aufmerksamkeit auf sich: es ist Korfu, der Liebingsaufenthalt unserer verstorbenen Kaiserin Elisabeth. Die Westseite aber, an der wir zu unserem größten Unglück vorüberfahren, bietet nicht viel Bemerkenswerthes und Überraschendes, während die Ostküste von einer Schönheit sein soll, die jeder Beschreibung spottet. So heißt es nun mit Geduld sich ins Unvermeidliche fügen.

Es ist 10 Uhr nachts. Ich stehe mit einigen Patres noch auf dem Verdeck, zwei andere unterhalten sich vorne an der Spitze mit den Matrosen. Da erblicken wir vorne an der Spitze ein helles Licht, es ist vom Leuchtturm auf der Insel S. Maura. Zu gleicher Zeit kommt einer der Patres, die an der Spitze sich befanden, in aller Eile auf uns zu und versichert, er hätte vorne das phosphorische Leuchten des Meeres beobachtet. Ich hatte schon oft von dieser merkwürdigen Erscheinung gehört und gelesen und da sich nun die Gelegenheit bot, so wollte ich sie mir ansehen. In einem Nu war ich zur Stelle. Wie das Schiff die Wellen teilte und zur Seite warf, zeigten sich im Schaume derselben tausend und tausend kleine, hellleuchtende Sternchen, die bald verschwanden und bald wieder zum Vorschein kamen. Ein Pater drückte dabei einem Matrosen gegenüber seine Verwunderung darüber aus, daß wir noch keine Delfine zu Gesichte bekamen. Er hatte noch nicht geendet, als jener rief: „Da, da, da sind sie!“ Und in der Tat: wie glänzende Pfeile schossen einige von diesen so gerühmten Fischen vor dem Schiffe hin und her, verschwanden aber gar bald in der Tiefe.

Von den Inseln Ittaka und Kephalonia sehen wir nichts als die Leuchttürme. Da unser Dampfer ein Handelsschiff ist, so werden wir auch den Hafen von Patras auffuchen; und wirklich schon um 5 Uhr

morgens ankert die „Amphitrite“ vor dieser Stadt. Patras, das alte *Πάργαι* mit etwa 25.000 Einwohnern, zieht sich dem Hafen entlang, hat schöne Kirchen und prächtige Paläste und je schöner die Stadt sich von der Ferne ausnimmt, umso öder und eintöniger ist ihre Umgebung, umso nichtswürdiger sind ihre Bewohner. Kaum hatte unser Schiff die Anker geworfen, als ein ganzer Schwarm von Eingeborenen mit fagenartiger Gewandtheit die Schiffbrücke hinauf an Bord kletterte. Unruhiges Auge, verschmitzter, fast böshafter Gesichtsausdruck, schleichendes, heuchlerisches und dabei verwegenes Benehmen, das sind die Haupteigenschaften, die ich an diesen Leuten bemerkte. Wir machten diese Homergestalten den ganzen Eindruck von unseren Zigeunern. Bevor sie an Bord stiegen, hatte der Kapitän schon gewarnt, nichts offen liegen oder stehen zu lassen, da die Dinge sonst leicht Füße bekommen könnten. Die sauberen Burtschen waren noch nicht lange an Bord, da hatte sich auch schon einer an dem Feldstecher in der Rocktasche eines Herrn vergreifen. Dieser merkte es jedoch zu rechter Zeit und hielt den Kerl fest. Polizei war nicht zur Stelle und so gelang es dem Hallunken, sich aus dem Staube zu machen. Es muß hier ein Gefindel, ein Räubervolk wohnen, das seinesgleichen sucht. Nicht unrecht haben die Italiener, wenn sie unseren, wohl etwas derben Ausdruck: „Paß' dich zum Henker!“ mit dem *«An-date a Patrasso!»* (paß' dich nach Patras!) wiedergeben.

Um 8 Uhr vormittags wird abgefahren. Alle sind froh, daß sie diese Griechen nicht mehr auf dem Buckel haben. Das Wetter ist heiter, die Fahrt herrlich und interessant. Hinter uns erblicken wir den schmalen Eingang in den Golf von Korinth und rechts und links erfreuen lachende Landschaften, schöne Städte und Dörfer das Auge. Da liegt zu unserer Rechten ganz an der Küste die Stadt Missolongi mit starker Festung. Die Gegend ist wunderbar. Schon kommen wir aus dem Golf von Patras und unseren forschenden Blicken begegnen die nackten Inseln Ittaka und Oria, so berühmt in den homerischen Gesängen. In raschem Laufe geht es das Kap Treppito vorüber, welches die schöne Festung Torinese krönt und weiter vorne dehnt sich der große Golf von Arkadien aus. Um 4 Uhr nachmittags kommen wir an der Insel Proti vorüber und fahren der Küste von Morea entlang, die mit halbzerrfallenen Festungswerken aus der Zeit der venezianischen Herrschaft wie übersät ist.

Nach einiger Zeit öffnet sich vor unseren Augen die allbekannte Bucht von Navarino. Auf der rechten

Seite erhebt sich die Stadt gleichen Namens. In der Mitte dieses Einganges ragen drei schroffe, hohe Felsen aus dem Meere hervor, an denen sich die Wogen schäumend brechen. Um 5 Uhr abends genießen wir das prachtvolle Schauspiel eines Sonnenunterganges auf dem Meere. Inmitten der feuerroten, vom Glanz umgebenen Sonnenscheibe, die auf dem Meere zu ruhen scheint, bemerken wir einen schwarzen, beweglichen Punkt. Es ist wahrscheinlich ein Schiff, das dort gerade vorüberkommt und den Eindruck macht, als fahre es durch die Sonnenscheibe. Nach und nach versinkt diese scheinbar in den Fluten der bewegten See und die Wolken nehmen eine rote Farbe an, als wollten sie das Scheiden dieser Segenspenderin beweinen.

Wir umschiffen jetzt das Vorgebirge Mothoni. Von dort aus beherrschte einst das Meer eine blühende Stadt, der das Kap seinen Namen verdankt, welche aber durch ein heftiges Erdbeben fast gänzlich zerstört wurde. Auf ihrem Platze steht jetzt ein kleines Dorf. Mothoni gegenüber liegt die gegen das Land hin zum Meere steil abfallende Insel Sapienza. Es ist bereits finster. Die Dämmerung ist nämlich auch hier schon sehr kurz. Im Laufe einer halben Stunde begegnen wir elf Dampfern, die sich mit ihren verschiedenfarbigen Lichtern herrlich ausnehmen.

Um 9 Uhr abends kommen wir an der südlichsten Spitze Griechenlands und zugleich Europas, am Kap Matapan vorüber. Am nächsten Morgen fahren wir schon der Insel Kreta entlang, bis sie die Insel Gozzo oder Gando unseren Augen entzieht. Diese hat nichts Anziehendes aufzuweisen. Oben steht ein Leuchtturm und da und dort kriechen auf dem sandigen Boden einige Bäumchen dahin, unter denen die Hirten, die einzigen Bewohner, ihre elenden Hütten erbaut haben. Von den drei Landzungen, die ins Meer vorspringen, weist die größere unten zwei Höhlungen auf, die wie Tunnel aussehen. Nachmittag verlieren wir Kreta ganz aus den Augen und befinden uns auf weiter hoher See. Es bricht der neue Tag an, es wird Mittag und noch ist kein Land in Sicht. Endlich gegen 1 Uhr nachmittags zeigen sich am fernen Horizonte schwarze Streifen — es ist die afrikanische Küste. Schon tauchen die Leuchttürme von Alexandrien und einige schlanke Minarets in der Ferne auf. Es dauert nicht lange, da liegt es vor uns, Ägypten, das Land der Pharaonen, jenes Land, das in der Bibel eine so große Rolle spielt, jenes Land, das der katholischen Kirche so große und gelehrte Männer geschenkt und den Himmel mit so vielen Bekennern und Blutzegen bevölkert hat.

Endlich ankert das Schiff; es war am Freitag, den 23. Oktober, um 3 Uhr nachmittags. An dem Tage also, zu der Stunde, an welcher das göttliche Opferlamm aus Liebe zu uns und zu unserm Heile auf dem harten Kreuzestamme verblutete. In diesem Tage, zu dieser Stunde betraten wir den afrikanischen Boden, um aus Liebe zu Gott und zum Heile der

armen Neger unsere Kräfte, unser Leben mit Freuden aufzuopfern!

Wir begaben uns zu den Franziskanern, bei denen wir übernachteten und setzten nächsten Tag um 7 Uhr früh mit dem Schnellzuge die Reise nach unserem vorläufigen Bestimmungsorte Kairo fort, wo wir auch um halb 11 Uhr mittags gesund und frisch anlangten.

Schwester Josefa Scandola †.

Ein schmerzlicher Verlust traf dieser Tage die Kongregation der „frommen Mütter der Nigizia“ und die Mission. Die ehrw. Schwester Josefa Scandola, eine der ersten, welche dem Rufe des Negerapostels Mgr. Comboni folgte, als er obengenannte Kongregation gründete, ist am 1. Sept. in der Station Lul, wo sie sich seit zwei Monaten befand, gestorben.

Wir haben im letzten Hefte den Reisebericht, den sie selbst geschrieben, veröffentlicht; wir erwarteten neue Berichte über ihr neues Arbeitsfeld, aber siehe da, Gott der Herr, der mit ihrem guten Willen und mit ihrem großen Verlangen zufrieden war, rief sie zu sich, um ihr den Lohn, den sie sich während des 26 Jahre langen Wirkens in Afrika verdient, zu verleihen. Diese Schwester, ein Muster und ein Vorbild für alle, die sie kannten in jeder Tugend, besonders aber einer wahren Demut und Abtötung, war geboren zu Ghiesanuova (Verona) am 26. Jänner 1849. Im Jahre 1872 schloß sie sich den wenigen Jungfrauen an, welche Mgr. Comboni erwählt hatte, um das von ihm ausgedachte Werk zu beginnen, und nachdem sie einige Jahre in dem damals eröffneten Hause in Montorio zugebracht, legte sie am 19. März 1877 die hl. Gelübde ab. Nach einigen Monaten, nämlich am 12. Dezember desselben Jahres, reiste sie ab nach Kairo, dann nach Chartum und einige Zeit hierauf nach Kordofan. Hier verblieb sie einige Zeit, bis sie wieder nach Chartum zurückgerufen wurde.

Als im Jahre 1882 im Sudan der Krieg ausgebrochen war, kam sie nach Schellal, um sich vor den fanatischen Mahdisten zu sichern und im Juni 1883 kam sie mit allen Mitgliefern der Mission nach Kairo. In dieser Stadt war sie 5 Jahre lang

Oberin und im Jahre 1896 wurde sie in derselben Eigenschaft nach Assuan geschickt, wo sie bis zum verflossenen Juni blieb. Um gleichsam ihr inbrünstiges Verlangen, sich zu den Schilluk zu begeben und auch ihr tatenreiches Wirken zu belohnen, bestimmten sie die Obern für das neueröffnete Haus in Lul. Hier war es, wo sie nach einer nur viertägigen Krankheit vom Tode erreicht wurde.

Vieles hätten wir von dieser schönen Seele, von dieser so eifrigen Schwester zu sagen, aber die Kürze der Zeit erlaubte uns nicht, mehr schöne Züge aus ihrem Leben zu sammeln; wir fügen jedoch einiges bei, was wir aus dem Munde ihrer Mitschwestern, die sie länger gekannt und mit denen sie in der Mission lebte, gehört haben. Die ehrw. Schwester Josefa war mit allen sanft und milde und gebrauchte nie strenge Worte, selbst nicht dann, wenn sie ungezogene Mädchen zurechtwies, sondern sie suchte dieselbe auf liebevolle Weise zu bewegen, sich zu bessern. Sie liebte den Frieden und bestrebte sich mit aller Kraft, denselben in der Kommunität zu bewahren; sie gab immer nach, wenn nur die Regel nicht verletzt wurde und sie war überzeugt, daß ihre Untergebenen mehr wußten als sie und achtete dieselben deshalb auf besondere Weise und öfter bat sie um ihr Gutdünken in vielen Dingen.

Sie verabscheute das Lob und die Ehren und wenn irgend eine angesehene Person das Haus besuchte, so entzog sie sich den Besuchen mit dem Vorwande, die Landessprache nicht gut zu verstehen und schickte eine der ältesten Schwestern in das Sprechzimmer, währenddem sie indessen diese in ihrem Amte ersetzte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die große Liebe beschreiben wollten, welche Schwester Josefa gegen unsere Neger, besonders gegen die

kranken Frauen und Mädchen bewies, mit welchem Eifer sie ihnen zu helfen und dieselben in ihren schweren und oft ekelhaften Leiden zu trösten suchte. Sie war unermüdet. Sie arbeitete sehr am Tage und viel bei der Nacht, denn in Folge einer Krankheit, die sie als Kind durchmachte, konnte sie nur wenige Stunden schlafen und wenn sie einige freie Augenblicke haben konnte, sah man sie in der Kirche, wo sie allein viel, ja sehr viel betete.

Die Patres und die Brüder empfahlen sich sehr oft in besondern Anliegen ihren Gebeten, und wenn sie es ihnen versprach, hielten sie sich des Erfolges für gewiß. In einem Abend wurde die Schwester Josefa zu einem armen Mädchen gerufen, das von einem Skorpion vergiftet war, damit sie ihm ein Heilmittel verabreiche. Sie ging sogleich mit einer Schwester, aber es war zu spät; das Gift hatte bereits das ganze Blut verdorben und im entstellten Gesicht nahm man schon die Wahrzeichen eines nahen Endes wahr. Es tat ihr leid, dem Kinde nicht helfen zu können, auf sanfte Weise tabelte sie die Eltern, sie nicht bezeiten gerufen zu haben und reichte der Armen eine Medizin, aber ohne alle Hoffnung; dann kehrte sie gedankenvoll nach Hause zurück, da sie für die Zukunft jener Seele, die bereits dem Gerichte nahe war, sehr fürchtete. Wenn es wenigstens ein kleines Kind wäre, dachte sie, dann könnte ich sie taufen, aber sie ist schon neun oder zehn Jahre alt . . . Was tun?

Nachdem sie zuhause angekommen war und um Rat

gefragt hatte, wurde ihr gesagt, daß wenn Gott der Herr sie retten wollte, würde er es ihr schon besser zu erkennen gegeben haben. Die Schwester brachte einen großen Teil der Nacht im Gebete für die Unglückliche zu; als es Tag wurde, rief sie ein starker Zug an der Hausglocke an die Pforte, wo ein Mann ihr die freudige Nachricht bringt, daß das Mädchen zur Bewunderung aller noch lebe und sie sehen wolle; sie begab sich sofort mit ein wenig Weihwasser zur Kranken. Das Leben der Kleinen hing sozusagen nur noch an einem Faden und es schien gerade, als ob der Tod diesen Besuch abwartete, um dann jenen sehr dünnen Faden abzuschneiden. Sogleich erkundigte sie sich um den Zustand des Mädchens und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes taufte sie es. Kaum war das Wasser über sein Haupt geflossen, als es in einen leichten Todeskampf fiel und nach einer halben Stunde flog ihre Seele dem Himmel zu. Alle, die es wußten, schrieben die Gnade den Gebeten der Schwester Josefa zu, weil es ohne Eingreifen von oben unmöglich gewesen wäre, daß ein so zartes Mädchen einen solchen Schmerz so viele Stunden lang hätte ertragen können.

Dieses war jedoch nur eine jener vielen Seelen, welche die fromme Schwester im Zeitraum von 26 Jahren zum Himmel sandte. Die Schar jener Engeln wird gewiß gekommen sein, um sie festlich zu begrüßen an dem Tage, als der liebe Gott sie zu sich rief, um ihr den Lohn für ihre vielen Verdienste zu verleihen.



Bericht des hochw. Vaters Anton Vignato F. S. C. über den Nil und seine Beziehungen zu den Eingeborenen.

Nil und Nil sind zwei untrennbare Namen: man muß sich eigentlich in diesem Lande selbst befinden, um die ganze Tragweite dieses wunderbaren Flusses zu erfassen. Man kann mit vollem Rechte sagen, daß der Nil für Ägypten alles sei: ohne ihn wäre in der That Ägypten nichts anderes als eine unabherrschbare Wüste in nichts verschieden von denen, die ihn umgeben. Sollte es uns deshalb wundernehmen, wenn diese Millionen von Fellahim (Bauern) mit beständiger Angstlichkeit und Besorgnis den geringsten Bewegungen des Flusses folgen, wenn sie mit Ungeduld jene glücklichen Überschwemmungen abwarten, welche ihren Feldern die Fruchtbarkeit ver-

leihen, wenn sie sich einer übermäßigen Freude überlassen, so oft das Anschwellen des Flusses so groß ist, daß eine reiche Ernte gesichert ist? . . . Und gerade dieses Jahr war die Freude dieses armen Volkes am Gipfelpunkte angelangt. Nach einem mehrjährigen schwachen Wachstum war in diesem Jahre hingegen das Anschwellen wirklich sehr groß, so daß sich Freudengesänge von Dorf zu Dorf von Assuan angefangen bis zum Meere in freudiger Erwartung eines Überflusses beständig abwechselten.

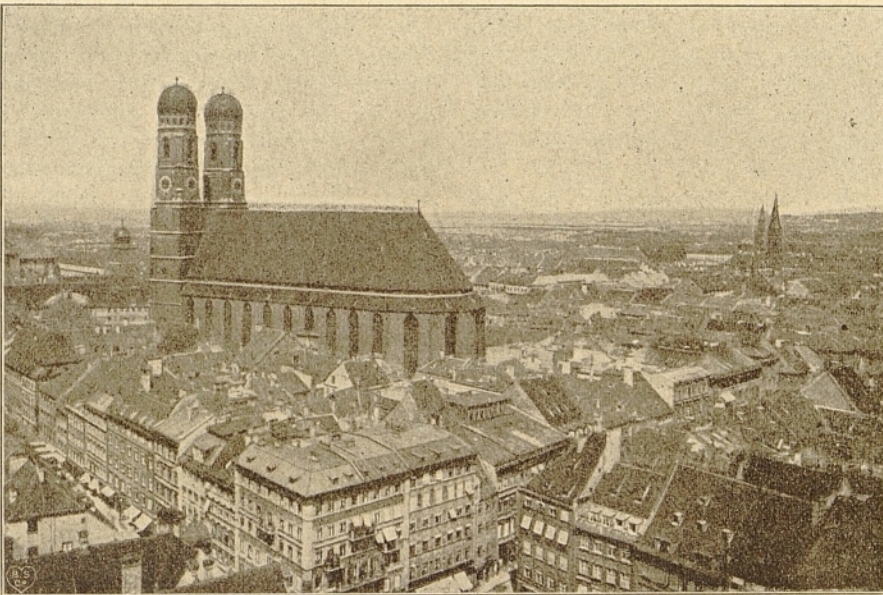
Welch ein Schauspiel für einen, der in diesen Gegenden fremd ist, ungeheure Ebenen zu sehen, die sich dem Flusse entlang hinziehen, anfangs überschwemmt

mit lehmhaltigem Wasser, die sich aber dann fast wie im Zauber plötzlich in einen ungeheuren, grenzenlosen grünen Garten verwandeln, in dem das Auge sich verliert, da es in dieser unabhsehbaren Ebene fast keine anderen Grenzen findet, als den weiten Horizont. Dort wo man vor kurzem nichts anderes wahrnahm als Sand und wieder Sand in nichts verschieden von dem der Wüste und vielleicht noch einige dürre Reste und Stoppeln von der letzten Ernte, lacht uns nun der verschiedenartigste und üppigste Pflanzenwuchs entgegen, der Freude und Leben in dem hervorruft, der ihn betrachtet.

Es ist ein Fest der Natur, es ist der Frühling in Europa, aber bis zum Gipfel seiner Tätigkeit und seiner Energie gebracht.

Raum sind fünf oder sechs Wochen verflossen, seitdem die Durrah gesät wurde und sie ist schon höher als Mannesgröße, voll von Leben und weich und bleibt so auch in den heißesten Stunden unter der Glut der Mittagssonne; wer würde es glauben, daß seit März vom Himmel kein Tropfen Wasser mehr fiel?

Wenn man nun die großen Vorteile betrachtet, die der Nil Ägypten bringt, die wunderbare Fruchtbarkeit, welche seine Wasser dem Boden verleihen



Die Liebfrauenkirche in München.

und der geheimnisvolle Schleier, in den die Tatsache seines regelmäßigen Wachstums während so vieler Jahrhunderte gehüllt war, so wird man leicht begreifen, wie die ägyptischen Völker, welche Götzenanbeter und wie alle Orientalen mit so außerordentlich fruchtbarer Phantasie begabt sind, aus dem Nile wenn nicht die größte doch die wichtigste ihrer Gottheiten machen mußten. Und so geschah es: der Nil wurde von den alten Ägyptern nicht nur einfach als heiliger Fluß betrachtet, sondern auch als wahre Gottheit verehrt, der das Volk seine Verehrung und Opfer darbringen mußte, um sie günstig zu stimmen. Dieser Aberglaube an die Gottheit des Nils wurde von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt; ja man erzählt unter dem

Volke, daß im Jahre, da die Araber Ägypten eroberten und der Nil in der gewöhnlichen Jahreszeit nicht gewachsen war und die Ägypter ihn durch das Opfer einer Jungfrau versöhnen wollten, Omru sich entschieden widersetzte: aber da man sah, daß der Nil noch immer seine fruchtbaren Wasser nicht sandte und man das Volk fürchtete, schrieb er an den Kalif Omar, um ihm das Vorgefallene mitzuteilen. Omar antwortete in der Weise, daß er die Handlungsweise Omrus guthieß und ihm befahl, einen von ihm geschriebenen Zettel in das Nilwasser zu werfen, auf dem folgendes geschrieben stand: „Im Namen des gütigen und barmherzigen Gottes möge der Herr seinen Segen über Mohammed und seine Familie ausgießen.“

Abd Allah Omar Sohn des Khettab
Fürst der Gläubigen am Nil.

„Wenn du aus eigener Kraft bis in unsere Tage durch Ägypten geflossen bist, so hemme deinen Lauf; wenn es aber Gottes Wille ist, daß du mit deinen Wassern das Land überschwemmst, so beschwören wir ihn, daß er dir befehle, es noch weiterhin zu übersfluten.“

Raum war der Zettel in den Fluß geworfen, als plötzlich das Wasser um einige Meter stieg. Diese Geschichte, obwohl sie vom Anfang bis zum Ende erlogen ist, zeigt doch wie lebhaft die heidnische Idee von der Gottheit des Nils im Lande war. Von dieser Idee, die so tief in den Geist des Volkes eingewurzelt ist, hatte gewiß das Fest Mansun-el-Chalig seinen Ursprung. Dieses Fest wird auch jetzt noch gefeiert, aber es wurde ihm jener Fanatismus genommen, der ihm früher den Eindruck einer barbarischen Tat gab, indem am Flusse Menschenopfer dargebracht wurden.

Das Fest besteht nun in ganz anderem: man kann sagen, daß es nur mehr eine Gedächtnisfeier dessen ist, was früher geschah. Vor nicht langer Zeit, vielleicht vor zwanzig Jahren, war das Fest des Mansun-el-Chalig noch eines der ersten, die in Kairo gefeiert wurden. Zur Zeit der Überschwemmung, also gerade in diesen Tagen, wurden vor dem Wohnhause des Pascha ungeheuer große Lehmfiguren gemacht (der Pascha wohnte nämlich während der drei Festtage auf einer Insel gegenüber dem Ufer von Alt-Kairo), diese wurden mit vielen Lichtern und Fähnchen umgeben, welche an Holzmaschinen, die auf Schiffen standen, befestigt waren. Diese zwei Lichterstatuen, welche die übrige Beleuchtung und die verschiedenartigsten Bilder auf dem linken und rechten Ufer überherrschten, stellten einen Mann und eine Frau vor, welche man den Bräutigam und die Braut nannte. Außerdem wurde gewöhnlich auch beim Kanaldamm von Kairo (der jedoch gegenwärtig ganz geschlossen und in eine Straße umgewandelt ist) eine Lehmssäule gebildet, deren Spitze wie ein mit Blumen befränztes Haupt war; dieses vertrat die Stelle einer Jungfrau, welche in früherer Zeit gewöhnlich geopfert wurde. Die Säule wurde dann durch die Wucht des Wassers, welches sich durch den geöffneten Damm in den Kanal stürzte, abgebrochen und niedergefallen. Im selben Augenblicke, als beim Hauptkanale der Damm geöffnet wurde, öffnete man auch den der andern, so daß das Wasser zu gleicher Zeit die ganze Umgebung von Kairo unter Wasser setzte. Es ist unmöglich, sich auch nur ein schwaches Bild zu machen von dem Schreien, Heulen und höllenartigen Lärm, der in jenem Augenblicke nach allen Seiten geschlagen

wird: die Beschreibungen, welche gewisse Autoren über jene Feste machen, sind so lebhaft, daß es beinahe unmöglich zu glauben scheint von dem, der es nicht aus Erfahrung weiß, bis zu welchem Punkte der Fanatismus dieses Volkes gelangen kann. Ganze Scharen Volkes aller Klassen standen am Ufer der Kanäle bereit, um beim ersten Vordringen des Wassers Getreide, Früchte, Zucker, Brot und Geld in dasselbe zu werfen, um sich jene göttlichen Wasser für eine glückliche Ernte dieses Jahres geneigt zu machen und für die Fruchtbarkeit des verslossenen zu danken. Die Mütter waren bereit, um ihre Kinder, die von unheilbaren Krankheiten behaftet waren, in das Wasser zu tauchen; alle dann im allgemeinen, um sich die Augen oder andere Teile des Körpers, die von irgend einer Krankheit behaftet waren, zu waschen, oder die Hemden der Kranken hineinzuwerfen mit der Bitte an den Fluß, er möge jene Übel mit sich fortführen. Der Pascha selbst zahlte den Tribut an die Gottheit des Nils durch reiche Geschenke in Gold und jeder Art ägyptischer Münzen und Früchte des Landes, während eine ungeheure Menge von Barken in jeder Größe und Form, bekränzt und beslaggt auf ägyptische Art, wie es nämlich nur einem Volke möglich ist, das ohne Fahnen und Fähnchen von tausend Formen und Farben kein Fest begehen kann, und mit diesen fuhren sie nach allen Richtungen, indem sie auf dem neuen Wasser eine glückliche Schifffahrt wünschten. Die Ausgelassenheit und Zügellosigkeit, der dieses Volk während der drei Tage sich überläßt, spottet aller Beschreibung und scheint sich nur durch den Überschritt aller Grenzen zu befriedigen. Nachdem diese erste Raserei bei Eröffnung der Kanäle vorüber war, zogen sie sich in ihre Hütten zurück und hier nahmen diese Ausschweifungen kein Ende mehr.

In diesem Jahre, in dem das Fest am 28. August, einem Freitage — dem heiligen Tage der Woche für die Muselmänner — gefeiert wurde, hatte die Festlichkeit der Vermählung des Nils vielmehr den Anstrich eines bürgerlichen Festes ohne jenen Fanatismus der früheren Zeiten. Man hätte es eine Abendunterhaltung auf den Gewässern des Nils auf einem nach der Phantasie des Arabers beslaggten Schiffe nennen können. In der Tat stieß um 4 Uhr nachmittags ein schönes Schiff mit einem andern als Schlepptau vom Ufer bei Gesira unter wiederholten Kanonenschüssen ab und rückte langsam gegen den schnellen Lauf des Wassers voran und wurde am Ufer von der herbeigeeilten Menge begrüßt. In der Mitte des Schiffes stand die traditionelle Jungfrau aus Wachs oder ähnlichem gebildet und nach der Mode eines arabischen Mädchens gekleidet; um sie herum saß die ägyptische Militärmusik, welche aus-

gewählte, patriotische Stücke spielte; der übrige Teil war von Arabern ganz vollgestopft. An der Hauptbrücke, die sich bei seinem Durchfahren öffnete, angelangt, wurde es von einer großen Zahl von Barken empfangen, die mit den Fahnen und Farben aller Nationen geschmückt waren und von diesen begleitet kam es bis nach Toma-el-Kalig, nach Alt-Kairo. Hier wurde das Schiff von einer ungeheuren Volksmenge erwartet; überall waren Hotels und Kneipbuden errichtet und Barrikaden aufgeführt worden, um den Überblick der ganzen Volksmenge zu genießen. An einem erhöhten Orte waren die besten Plätze für die Vornehmen, alle mit orientalischer Pracht ausgestattet. Hier wurde unter beständigem Pöllerschießen und bei künstlicher Beleuchtung bis 5 Uhr morgens gefeiert und gezecht, bis endlich die Öffnung des Damms des größten Kanals beendet war. Dann wurde endlich, um die geistige Vermählung mit dem Nil darzustellen, die Jungfrau aus Wachs in die Fluten versenkt. Um 10 Uhr war das Schiff wieder zurück

in Gesirah, ohne daß während des ganzen Festes irgend ein Unfall jemand zugestoßen wäre. Die Ursache der Unglücksfälle in den versunkenen Jahren war der Gebrauch, kostbare Sachen in den Nil zu werfen; denn nicht wenige, die Gelegenheit benützend und wenig ehrfurchtsvoll gegen die im Wasser verborgene Gottheit, stürzten sich öfter ins Wasser, um nach den hineingeworfenen Gegenständen zu haschen, aber manchmal wurden sie von der Heftigkeit der Fluten überwältigt, fortgerissen und ertranken. Dieses Jahr hingegen, um die Gefahr zu beseitigen, wurde festgesetzt, daß nur wenige ägyptische Münzen hineingeworfen würden und nur ausgewählten Schwimmern war es erlaubt, die gefährliche Probe zu machen.

So geht also nach und nach die europäische Kultur immer mehr auch in Ägypten voran, welches Land wegen seiner Geschichte und seinen Denkmälern so berühmt und eines besseren Schicksals würdig ist. Möge Gott der Herr verleihen, daß bald bessere Tage auch für dieses Land kommen möchten.



Aus dem Missionsleben.

Aus Gesirah.

Eine Schwester von den „frommen Müttern des Negerlandes“ schreibt uns aus Gesirah folgendes:

Im Schatten eines dichten Sycomorenbaumes ruhte an einem heißen Julitage des Jahres 1901 eine Negerin mit zwei Kindern aus. Nachdem sie eine zeitlang die etwas frischere Luft, die der nahe Nil immer mit sich bringt, genossen hatte, erhob sie sich und kam mit ihren zwei Kleinen, an unsere Türe zu klopfen. Sie war mit einem armseligen schwarzen Kleide bedeckt, das aber nur zu sehr verriet, daß sie eine arme Bettlerin sei. Der Schwester Pförtnerin, die sie sogleich in das Sprechzimmer einführte, sagte sie, daß sie von Alexandrien komme, wo sie den Gemahl verloren hatte und fügte hinzu, daß sie sehr leidend sei, umso mehr, daß sie nahe war, Mutter zu werden.

Sie wurde von der Schwester Pförtnerin gerufen und begab sich sogleich zur Pforte, um die Neuangekommenen zu begrüßen. Sofort fielen mir die beiden kleinen Schwarzen in die Augen: O, schöne Engelein, was könnten wir aus ihnen machen! Die Frau wiederholte ihre traurige Geschichte und bat, bei uns aufgenommen zu werden. Der Obere wurde

davon in Kenntnis gesetzt und kam auch gleich; nachdem er den traurigen Zustand gesehen und den Grund gehört, der uns bewog, sie aufzunehmen, zögerte er nicht, beizustimmen, und die arme Negerin wurde bei einer christlichen Witwe untergebracht. Mastura, dies ist der Name der Neuangekommenen, hatte eine Beredsamkeit, die selbst dem besten Redner nicht gleichkommt; an Worten fehlte es ihr nicht und sie machte ihrem Geschlechte wirklich große Ehre.

Nachdem sie einige Monate bei dieser guten Witwe zugebracht, kamen am Abend des 9. Dezember einige Frauen des Dorfes, um uns mitzuteilen, daß Mastura Mutter geworden sei, aber sie wagten nicht mehr zu sagen. „Was ist denn da Neues?“ fragten wir gleich. „Sie ist Mutter von zwei Knaben geworden,“ antworteten die Frauen, „und die Negerin, bei der Mastura sich befindet, hat ihnen schon den Namen Peter und Paul beigelegt.“ Sehr gut! Die Sachen waren zwar nur für ein Kind hergerichtet; tut nichts! Gott der Herr, der anstatt einem zwei geschickt, wird auch für beide sorgen und über sie wachen; er, der für die Vögel der Luft sorgt, wird nicht zulassen, daß diese zwei Geschöpfe zugrunde gehen, er sei also dafür gebenedeiet!

Nach einigen Tagen stellte sich Mastura, die zu

jeder gottesdienstlichen Handlung in unsere Kirche gekommen war, der Mission vor und bat, daß ihre zwei Kleinen getauft würden. Zuerst verweigerten wir es, da sie aber darauf bestand, wurde ihr zugesagt, umsomehr, weil wir bezüglich des Fortkommens der beiden Kleinen befürchteten. Wir ließen uns jedoch das Versprechen geben, daß sie der Mission überlassen würden. Dann erst erzählte sie uns, daß sie keine Witwe, sondern eine Geschiedene sei und daß ihre Scheidung in Gegenwart des Khadi (Richters) mit allen jenen Gebräuchen abgeschlossen worden war, welche unter diesen Wilden üblich sind. Am 19. Dez. wurden die beiden Kinder in die Kirche getragen und das hl. Taufwasser floß über ihr Haupt; dem einen Kinde wurde der Name Petrus, dem andern Paul beigelegt.

Gott allein war Zeuge der Unannehmlichkeiten und mehr noch der Ausgaben, welche diese Zwillinge der Mission verursachten; übrigens wuchsen dieselben wie zarte Engelein, munter und schön, sodaß sie die Bewunderung aller bildeten, welche das Institut besuchten, während die Mutter mit den andern Witwen lebte, die in unserm Hause wohnten.

Die Kinder waren eben zehn Monate alt, als wir die Wohnung ändern mußten. Im neuen Heim wurde Mastura ein Zimmer angewiesen, das ihr garnicht behagte, sodaß sie unwillig die Mission verließ und ihre vier Kinder mit sich führte. Wirklich eine schöne Dankbarkeit! Doch Geduld! Wir sollten wieder einmal überzeugt werden, daß Gott allein unser Lohn sein muß.

Es war jedoch nur kurze Zeit verflossen und Mastura bat reuevoll, wieder aufgenommen zu werden. Wir nahmen nur ihre Kinder auf, die aber in diesen vierzehn Tagen eine solche Umwandlung erlitten hatten, daß sie kaum zu erkennen waren. Der Hunger und die Anstrengung hatte diese armen Geschöpfe verunstaltet. Während dieser vierzehn Tage waren sie gezwungen, durch die Stadt zu ziehen, um Nahrung und Wohnung zu suchen, und es ist unmöglich zu beschreiben, was sie gelitten hatten. Ein schrecklicher Husten quälte sie; der Magen konnte keine Speise behalten. Die armen Kleinen waren zusammengekauert, ruhig und traurig und aus ihren Augen glänzte von Zeit zu Zeit eine Träne. Arme Geschöpfe! Sie lächelten nur und schienen neues Leben und neue Kraft zu gewinnen, wenn die Schwester sich ihnen näherte, welche sie nur Mama riefen, die sie dann umarmten und von der sie sich nicht mehr trennen wollten.

Trotz aller Sorgfalt war es unmöglich, sie zu retten: die beiden Kleinen Peter und Paul zählten kaum ein Jahr, als sie hinübergingen, um die Zahl

der Engelein zu vermehren, die den Thron Gottes umgeben.

Es blieben noch die beiden Schwestern übrig; die jüngere überstand die Krankheit, während die andere, Chadra, als mit der Lungenschwindsucht behaftet erklärt wurde. Die Arme litt sehr und das Übel, welches langsam ihren Körper aufzehrte, führte sie zum Grabe.

Im Mai nahm die Krankheit der Kleinen einen raschen Fortgang. In den ersten Tagen des Juni kam Mastura, um die Kinder zu besuchen und nachdem die Schwester die Angelegenheit dem hl. Herzen Jesu und der seligsten Jungfrau Maria anvertraut oder besser ganz übergeben, stellte sie sich Mastura vor und sagte ihr in liebevollem Tone: „Mastura, deine Chadra ist krank . . . sehr krank, die Ärzte geben uns keine Hoffnung mehr, was wünschst du, daß wir tun sollen? . . .“ Ängstlich erwartete die Schwester eine Antwort, aber an diesem Abend erhielt sie keine, denn Mastura ging fort, nachdem sie einige unbezeichnende Worte gemurmelt hatte.

Am folgenden Morgen in aller Frühe kommt Mastura wieder und verlangt die Schwester vom vorhergehenden Abend zu sprechen und sagte: „Wiederhole mir, was du gestern gesagt und erkläre mir, was du mit diesen Worten meinst.“

„Chadra ist sehr krank,“ antwortete mit Vertrauen die Schwester, „du weißt, daß sie noch nicht getauft ist, wenn du jedoch zufrieden bist . . .“

„Wenn Chadra es will,“ unterbrach Mastura, taufet sie nur, auch öffentlich in der Kirche.“

Mehr wollte man nicht, und die Schwester, die vom Grunde des Herzens dankte, lief sogleich, um alles vorzubereiten. Die Mutter kam selbst und fragte die Tochter, die sehr gerührt war wegen der Erlaubnis, die sie erhalten und wurde nicht müde, ihr zu danken.

Das Kind war schon gut unterrichtet und deshalb wurde das bevorstehende Fronleichnamfest bestimmt, an dem Chadra die hl. Taufe empfangen sollte. Die Mutter klagte uns weinend, daß sie nicht den Mut habe, sich von ihrem Töchterlein zu trennen und deshalb erlaubten wir ihr, im Institut zu bleiben. Die kleine Schwarze zählte die Stunden und die Minuten, die sie noch von der großen Gnade trennten; endlich tauchte die Morgenröte des schönen Fronleichnamfestes im Osten auf und Chadra, schwarz gekleidet, stellte sich mit der Taufpatin und mit Mastura, ihrer Mutter, bei der Türe unserer Kirche auf und bat um die hl. Taufe. Sie wurde in das Heiligtum eingeführt und unter den feierlichen Zeremonien und mit aller Pracht, die dieser

große Tag erforderte, beim Taufbrunnen zum ewigen Leben wiedergeboren.

Obgleich sie schon immer gut war, so gewann sie doch von diesem Tage an etwas Englisches und nach dem süßen Lächeln zu schließen, das immer auf ihren Lippen war, schien es, als ob sie schon der Anschauung Gottes teilhaftig gewesen wäre. Nur Gott und die Schwestern, die ihr beistanden, wissen, was sie litt; aus ihrem Munde kam jedoch nie eine Klage, nie ein Wort, das auf ihre Krankheit Anspielung machte. Sie munterte selbst die Mutter zu Mut und Vertrauen auf und bat die Schwester, für sie zu sorgen, wenn sie gestorben sein werde. Sie war noch nicht zehn Jahre alt, aber doch schon so vernünftig.

Nach der heiligen Taufe wurde sie auf die erste hl. Kommunion vorbereitet, die sie zugleich als Wegzehrung Dienstag nachts nach der hl. Taufe empfing; in jener Nacht empfing sie auch die letzte Ölung.

Am Morgen des folgenden Mittwoch wurde es ihr ein wenig besser, und sie bat, in den Garten

vor das Bild der Muttergottes von Pompei, welche von unsern Negerinnen mit wahrhaft kindlicher Andacht verehrt wird, getragen zu werden.

Sie blieb dort mit der Mutter und der Schwester zur Seite ungefähr anderthalb Stunden lang. Nachdem sie in das Haus zurückgekehrt war, bat sie die Schwester um Erlaubnis, ihre Kameradinnen des Verdrußes halber, den sie denselben vielleicht verursacht haben könnte, um Verzeihung bitten zu dürfen.

So verging der Mittwoch; am Abend legte sie sich nieder und kurze Zeit nach Mitternacht, nachdem sie die Mutter eingeladen, sich im Herzen Jesu auszuruhen, hauchte sie ohne Todeskampf ihre Seele aus.

O, die Glückliche wird im Himmel ihrer Mutter und ihrer andern Schwestern gewiß nicht vergessen,

die noch des letzten Antriebes der Gnade bedürfen, um hier auf Erden ihr Beispiel nachzuahmen, um ihr dann in den Himmel folgen zu können.

* * *

Das blinde Mädchen.

Ein armes, blindes Mädchen brachte einst einem Missionär, der nach Indien fahren wollte, um dort das Evangelium zu verkünden, 18 Gulden für sein Missionswerk. Der Geistliche war über diese verhältnismäßig große Gabe, die ihm das ärmlich gekleidete, blinde Mädchen anbot, sehr verwundert und sprach: „Sage mir doch, mein Kind, woher nimmst du das viele Geld her? Du bist ja arm und kannst dir nichts verdienen, weil du des Augensichtes entbehrest.“

„O, seien Sie unbeforgt,“ erwiderte das blinde Mädchen; „das Geld ist auf rechtmäßige Weise erworben. Ich verdiene mir mein tägliches Brot mit Korbflechten. Weil ich blind bin, kann ich meine Arbeit am Abend so gut verrichten als am Tage, wobei mir meine kleine Schwester, die mich zu Ihnen geführt hat, hilft. Ich erspare also das Geld, welches andere Mädchen, die sich gleich mir durch Korbflechten ernähren, für Licht ausgeben müssen.“



Das Innere der Liebfrauenkirche in München.

Im letzten Winter haben sie dafür wohl 18 Gulden verbraucht. Diesen Betrag gebe ich gern, und ich will Gott bitten, daß er seinen Segen dazu gebe."

Wie edel dachte dieses Kind, wie gut und klug wendete es seinen Verdienst an. Es ertrug gern und ergeben die leibliche Blindheit und war bemüht, armen Ungläubigen in ihrer geistlichen Blindheit Hilfe zu bringen. Wie mag der liebe Gott diese Gabe gegnet und die Geberin belohnt haben!

* * *

Eine afrikanische Anekdote.

Die Zeitschrift der Mission von Zanguebar bringt folgende witzreiche Anekdote:

Eine alte Negerin verweigerte hartnäckig die hl. Taufe und war in diesem Zustande auch gestorben. Da kam der gute Alte, ihr Gemahl, zum Missionär und sagte: „Pater, du weißt es, mein Weib ist ohne die Taufe gestorben. Wo ist sie gegenwärtig?“

„In der Hölle mit den Teufeln.“

„Wird sie immer dort bleiben?“

„Ja, für immer.“

„Und ich, wenn ich mich taufen lasse, wohin werde ich kommen?“

„In den Himmel.“

„Wird mein Weib niemals dorthin kommen können?“

„Nein, niemals.“

„O, wenn es so ist, Pater, dann taufe mich gleich, denn ich will niemals mehr mit meinem Weibe zusammenkommen. Als sie jung war, drohte sie mir immer, mich zu verlassen; nachdem sie alt war, weigerte sie sich oft, mir die Speisen zu kochen und brummte vom Morgen bis zum Abend. Du verstehst mich schon . . . ich will nie mehr mit ihr zusammenkommen.“

* * *

Stellung der Frau in Afrika.

Von Nigr. Dupont.

Das Evangelium allein hat der Frau die ihr zukommende Stellung in der Familie gegeben. Bei allen jenen Völkern, denen dieses göttliche Licht noch nicht aufgegangen, ist die Frau die Magd, wenn nicht gar die Sklavin des Mannes. Nichts destoweniger gibt es Länder, in denen sie infolge ihres klaren Verstandes und ihrer edlen Charakteranlage sich einen Teil ihrer Rechte hat zurückerobern können, aber in dem Falle hat sie leicht die errungene Autorität mißbraucht, weil keine weise Lehre ihr

Einhalt gebot. In den wilden Wäldern von Lo-bemba zeigt sich dies in auffallender Weise. Bei den Europäern galten die Völker dieser Landstriche lange Zeit als Räuber und Banditen, weil es diesen unmöglich blieb, in ihre Wildnis einzudringen, aber der Gouverneur Cobdrington gibt uns im Jahre 1899 in einem offiziellen Schreiben eine ganz andere Idee von diesen Menschen. Es sind stolze Menschen ohne jede Anmaßung, aber von edler Haltung, und die Frau hat ihren Anteil, ja, ich möchte sagen, den besten Anteil von den guten Eigenschaften ihrer Rasse mitbekommen," also schreibt er. Das noch ganz kleine Mädchen wird von ihren Eltern einem Bewerber verlobt, der sofort einen Teil des Braut-schatzes, man möchte sagen, des Kaufpreises zu zahlen hat. Von dem Zeitpunkte an besucht das Kind jedes Jahr etlichemale ihren dereinstigen Gatten; sie holt für ihn Wasser, bringt ihm zu trinken, zündet seine Pfeife an, kurzum, sie übt sich in ihren spätern Pflichten, aber bevor sie ein Alter von 17 bis 18 Jahren erreicht hat, bewohnt sie nicht das Haus ihres Verlobten.

Als junges Mädchen steht es ihr noch frei, den vorgeschlagenen Antrag zurückzuweisen, man wird sie niemals zur Heirat mit einem ihr mißfallenden Manne zwingen.

Selbst in der Ehe bleibt ihr diese Freiheit, die sie zuweilen mißbraucht und der Gatte muß seiner empfindlichen Gattin gegenüber alle möglichen Rücksichten gebrauchen. Seiner Frau sagen, daß ihre Hände nicht rein, ihre Finger nicht zart und schön geformt sind, gilt bei ihr als eine grobe Beleidigung, die ihr Mann schwer bezahlen muß, weil sie ihn verläßt und einfach in das elterliche Haus zurückkehrt. Er muß alsdann um Verzeihung bitten, seiner Frau und Schwiegermutter Geschenke machen und dennoch kann er manchmal jahrelang auf die Rückkehr der Flüchtigen warten.

Zuhause ist die Frau wirklich die Gefährtin des Mannes. Außerdem genießt sie vollständige Freiheit, sie kann ausgehen wie und wann sie will, frei mit den Vorübergehenden reden, aber man muß gestehen, daß sie es in ganz würdiger Weise tut.

Der Mann muß die Hütte bauen, die aus Baumrinden angefertigte Kleidung seiner Frau herschaffen, sie beschützen und verteidigen. Sie ihrerseits ist verpflichtet, die wirklich stets propere Hütte in Ordnung zu halten, Lebensmittel, Wasser und Holz herbeizuschaffen, sie fast allein muß für die Ernährung der Familie sorgen, ihr fällt also die bedeutendste Aufgabe zu. Ihren Mann, der mit den Söhnen allein ist, bedient sie ganz respektvoll, sie ist niemals mit ihm, sondern mit ihren Töchtern; die Reste vom

Tische ihres Mannes müssen ihr genügen, wenn sie nicht so schlau war, sich vorher ihren Teil beiseite zu stellen.

Die Vielweiberei ist ihr oft eine große Verdummung, aber ihr Stolz verbietet ihr, mit ihren Rivalen unter einem Dache zu weilen, so bewohnt jede einzelne eine vollständig abgeschiedene Hütte. Sie führen nicht bloß ein vollständig getrenntes Leben, nein, oft kennen sie sich absolut garnicht untereinander. Während der Mann allein in einer Hütte haust, lebt die Frau mit ihren Kindern. Diese letzten gehören ihr Mutter und beerben den Bruder ihrer Mutter, während die Kinder seiner Schwester die Nachfolger des Vaters werden. Das Kind behauptet den Rang der Mutter, welche ihm allein irgend ein Erbrecht überträgt. Also bildet die Mutterschaft die Grundlage der Familie und ohne die Stellung des Vaters in irgendwie zu beachten, ist das Kind adelig oder bürgerlich wie die Mutter. Die Durchführung dieser Prinzipien offenbart sich in höchst interessanter Weise in der königlichen Familie. Dem König folgen seine jüngeren Brüder auf den Thron. Wenn diese alle gestorben sind, zählen deren Kinder für nichts, denn die Krone geht auf die Kinder der Schwestern des Königs über. Deshalb nennt man die Frauen aus königlichem Blut «Na fumu», d. h. Mutter der Könige. Sie selbst regieren nicht, aber ihre Söhne sind Prinzen und zu ihrer Zeit können sie je nach den Umständen den Thron besteigen. Diese Frauen dürfen sich mit keinem Mann aus königlichem Blut verbinden, denn „der Löwe schaut nicht nach dem Löwen,“ lautet das Gesetz. Wenn ein Prinz sich mit einer Prinzessin vermählt, so würden zwei Löwen beisammen sein und wer würde dann regieren? Also kann der König nur eine Frau aus dem Volke wählen und seine Kinder sind gleich ihrer Mutter einfache Leute, und wenn eine Prinzessin einen Tagelöhner heiratet, so werden ihre Kinder wie die Mutter Prinzen sein.

Diese Prinzessinnen erwählen selbst ihren Gatten, der sofort alles verlassen muß, um seiner mächtigen Herrin zu folgen. Er spielt so ungefähr die Rolle eines Prinzen gemahls an einem europäischen Hofe er muß überall vor der Prinzessin zurücktreten.

Einem Naturgesetz gemäß soll der Gatte in der Familie befehlen; unsere Neger nennen also in ihrer schlichten Art die Prinzessin den Herrn und den Prinzen Madame.

Nichts kommt einem neueingetroffenen Europäer komischer vor, als eine Frau anzutreffen, die ihm einen Mann mit den Worten vorstellt: „Dies ist

meine Gattin.“ Ein anderesmal redet ein Mann ihn an und sagt: „Mein Gatte wird sofort eintreten,“ und dieser Gatte ist die Prinzessin.

Die Frau hat in Lobemba den Kopf geschoren, sie hält sich sehr reinlich und versteht es, ihre Kleidung aus Baumrinde mit gewissem Geschmac zu tragen. Sie ist kräftig gebaut und außerordentlich widerstandsfähig, stolz und klug, immer zeichnet sie sich durch ein würdevolles Benehmen aus, das bei manchen sogar edel und vornehm ist. Für ihre Kinder opfert sie sich in jeder Weise und ihrem Manne ist sie treu. Übrigens zieht eine Treulosigkeit die entsetzlichsten Verstümmelungen nach sich; beiden Übeltätern werden die Arme abgehauen.

Die ganzen Volksstämme haben sich eine staunenswerte Hochherzigkeit zu bewahren gewußt; aber die Frau ist wirklich darin dem Manne überlegen, vielleicht weil sie ein mühsameres, tätigeres Leben geführt hat. Sie ist mit ihrem Stamme überall umhergezogen und inmitten der fortwährenden Kriege lag ihr selbst im größten Dickicht des Waldes die Sorge für den Unterhalt ihres Mannes, ihrer Kinder ob; diese letzteren führt sie, oder vielmehr trägt sie allorts mit sich. Dieses rauhe, anstrengende Leben hat sie kühn und beherzt gemacht, so daß sie vor nichts zurückschreckt, ihr einen festen Willen, eine unerschütterliche Energie verliehen.

Könnte ich doch einige hochherzige Menschen für die Sache meiner lieben Neger gewinnen; man weiß in Europa gar nicht, in welchem Maße viele kaum bekannte Negerstämme im Innern Afrikas unseres Interesses wert sind. Ganze Stämme verlangen nach der Taufe. Wäre es nicht zu traurig, wenn man sagen müßte, daß ihre flehenden Bitten vergeblich zu den Ohren ihrer weißen, katholischen Brüder gedrungen, daß die Katholiken sie einfach ihrem Geschick überlassen haben, das sie dem Irrglauben oder gar dem Islam in die Arme geworfen hat, die nicht lange zögern werden, dort ihre Zelte aufzuschlagen.

Aber die Liebe läßt sich nicht besiegen, immer gibt es Herzen, die geben können und besser, die geben wollen. Während die Missionäre inmitten aller denkbaren Opfer und Leiden arbeiten, unterstützen die Katholiken sie durch ihr Gebet und ihre Gaben. Möge der Reiche eine Mission gründen, die ihm aldann gehört oder einen Priester unterhalten, der Arme sende seine kleine Gabe und ein jeder gedenke der Worte der hl. Schrift: „Wer die Seele seines Vaters rettet, rettet seine eigene.“

Aberglauben im Sudan.

Von Vater Otto Huber F. S. C.

Der Aberglaube ist eine traurige Erbschaft der Abgötterei, er ist der erstgeborene Sohn des Islams. Es gibt keinen Götzenanbeter, der nicht abergläubisch ist, noch einen wahren Muselman, der es nicht bis zur Übertreibung ist. Seht ihr dort jenen Neger mit den breiten Schultern, mit dem Gesichte, das mit tiefen Furchen gezeichnet ist? Es ist Dschaber. Seit mehreren Jahren ist er auf Dienst in der Mission, er kommt mit den Patres oft in Berührung, aber um sein System zu ändern, fühlt er noch wenig Neigung. Er hat eine besondere Liturgie und ganz eigene liturgische Gebräuche. Er kommt aus dem Stamm der Golo am linken Ufer des Bahr el Gebel (Fluß des Berges). Dschaber hat den ganzen Sudan der Länge und Breite nach durchstreift, er machte viele Abenteuer mit, er hat viele Streiche und Dummheiten gelernt, sodaß man ihn ein wanderndes Wörterbuch nennen kann.

Sein erstes Handwerk war das der Waffen; unter Ziber Pascha war er Soldat und empfing damals jene Wunden, mit denen er sich jetzt rühmt. Das System, das er damals anwandte, ist zwar ein wenig eigenartig: bevor er den Kampf mit dem Feinde aufnahm, verschaffte er sich die Leber von einem Menschen und zehrte sie so roh auf; nach einer solchen Mahlzeit wurde er wild wie ein Löwe.

Da er aber endlich dieses Handwerkes müde wurde, fing er an, von Ort zu Ort zu wandern, bis er nach Usuan kam. Hier machte er Bekanntschaft mit einem christlichen Negersoldaten, der ihm riet, sich zur Mission zu begeben und er kam in der Tat mit seiner ganzen Familie. Er wurde gut aufgenommen und nach Schellal geschickt, um dort einen Garten zu bewachen, welcher der Mission zugehörte. Bei dieser neuen Beschäftigung zeigte er sich als guter Arbeiter, aber zu gleicher Zeit hatte er mehr Muße, seinen höchst abergläubischen Geist zu zeigen. Dschaber, der als ehemaliger wilder Soldat weder die Lanzen noch die vergifteten Pfeile gefürchtet hatte, fing nun allmählich an, vor allem Furcht zu haben, sodaß er sich sogar fürchtete, nachts allein auszugehen wegen der bösen Geister.

Wie alle Araber glaubt auch Dschaber, daß sich an jenen Orten, wo Menschenblut vergossen wurde, des Nachts sich ein Schatten niederlasse, der den dort Vorbeigehenden sichtbar wird. Wenn der Vorbeigehende eine gelehrte und mutige Person ist, so wird ihr der Schatten nicht sichtbar; wenn derselbe aber betrunken ist, so sagt man sogar, daß der Schatten Furcht habe; aber wehe dem Vorbeigehenden, der

einfältig und dumm ist! Der Schatten erhebt sich dann vor ihm und nimmt eine drohende Stellung an. Der arme Schlucker zittert dann wie Espenlaub vor Furcht und der böse Geist nimmt Besitz von ihm. Dann muß man natürlich daran denken, ihn davon zu befreien und hiezu gibt es verschiedene Mittel. Manchmal nimmt man einen Teller, auf den der Scheich einige Aussprüche des Koran schreibt. Der Teller wird sodann mit Wasser gewaschen. Dieses Wasser, das Mahaia heißt, gibt man dem Besessenen zu trinken; dieses breitet sich im ganzen Körper aus und vertreibt den bösen Geist. Ein andermal gebraucht man einen Palmenast, auf den ebenfalls einige Aussprüche des Koran geschrieben werden. Der Besessene wird an die Erde gebunden und mit obengenanntem Aste geprügelt. Im Anfang windet er sich nach allen Seiten, aber man fährt fort, ihn ohne Barmherzigkeit zu schlagen, bis der Arme sich beruhigt; in jenem Augenblicke verläßt nach ihrer Meinung der böse Geist den Menschen, indem er bei der großen Zehe des linken Fußes ausfährt.

Dschaber hatte während seines Aufenthaltes in Schellal als Wächter des Gartens öfter während der Nacht innerhalb der Mauer Steine fallen hören. Anfangs schenkte er diesem keine Aufmerksamkeit, da er dachte, dies könne nur ein Werk der Spitzbuben sein. Aber die Sache wiederholte sich oft, sodaß Dschaber nachdenkend wurde und er fing an, Verdacht zu schöpfen, daß die Sache ein Werk der bösen Geister sei. Eines Tages konnte er es nicht mehr verbergen und erzählte den Leuten, was vorgefallen war; diese aber sagten ihm, daß gerade dort in der Nähe ägyptische Soldaten begraben wurden, welche in der Schlacht bei Toski (1889) tödlich verwundet worden und bei Schellal starben, wo sie auch begraben worden waren. Dschaber erklärte sich nun das ganze Geheimnis. „Jetzt weiß ich,“ sagte er, „woher die Steine kommen; es sind die unruhigen Geister der Soldaten, welche besänftigt werden wollen; ich werde es schon tun.“ Gesagt, getan; er ging sogleich, um Weihrauch zu kaufen und inzensierte den Garten in der Richtung der vier Weltgegenden. Er erzählte dann, wie er daraufhin ruhig schlafen konnte und nicht mehr gestört wurde. Dschaber hat die Geister, welche die Steine über die Mauer warfen, nicht gesehen, doch hat er die feste Überzeugung, daß nur sie die nächtlichen Ruhestörer waren und kein anderer. Er hat in der Tat solche Geister schon anderemale gesehen. „Während ich in Dongola weilte,“ erzählte er mir, „verspätete ich mich eines abends außer dem Hause, sodaß bei meiner Heimkehr die Nacht schon ziemlich voran-



Die Insassen des Xaverianums.

geschritten war. Ich ging auf einem Seitenwege in der Nähe von verlassenen Ruinen vorüber, ohne daß ich irgend einen Argwohn hegte. Da auf einmal hörte ich eine heisere Stimme, welche mich bei meinem Namen rief: „Ja Dschaber, ja Dschaber!“ Ich stukte, schaute ganz verwundert um und sah an einer alten Mauer ein schreckliches Gespenst dastehen. Es war einem Widder gleich, mit Eselsohren und einem Pferdeschwanz und hörte nicht auf, mich zu rufen. Ich hütete mich wohl, zu antworten. Wehe mir, wenn aus meinem Munde nur eine Silbe ent-
 schlüpft wäre! Dieses Ungetüm wäre gleich einem Wirbelwind auf mich losgestürzt und hätte mich im Sande begraben. Vertrauend auf mein großes Messer und auf meine Pistole, welche ich glücklicherweise bei mir trug, ging ich meines Weges vorwärts. Ich glaubte die Gefahr überwunden zu haben, als ich plötzlich eine neue Erscheinung vor mir hatte. Nahe bei mir sah ich ungefähr zehn kleine Tiere gleich einem Fuchse, welche auf dem Sande spielten. Ich schoß mit dem Revolver. Durch den Schuß aufgeweckt, liefen von weitem Hunde herbei, die sehr bellten, und die Erscheinung verschwand. Das Herz schlug lebhaft in meiner Brust, als ich zu Hause ankam. Seit jener Zeit gehe ich niemals mehr des Nachts aus, ohne einen tüchtigen Stecken oder ein großes Messer bei mir zu haben.“ Dschaber ist Familienvater und hatte den Schmerz, bereits mehrere seiner Kinder durch den Tod entraubt zu sehen. In Assuan starb ihm ein kleines Kind. Seit langer Zeit war dasselbe krank und die Eltern hatten eine Zauberin des Landes befragt, um es zu heilen. „Wir werden eine Probe machen,“ sagte die Heger, „um zu sehen, ob das Kind für das Leben oder für den Tod bestimmt sei; es muß in ein Grab gelegt werden, in dem sich noch Totengebeine befinden; wenn es schreit, so ist dies ein Zeichen, daß es gesund wird, schweigt es aber, so muß es sterben.“ Die Probe wurde gemacht und das Kind fing an, im Grabe zu schreien. „Das ist ein gutes Zeichen,“ sagte die Heger; „freut euch, denn euer Sohn wird gesund werden.“ Aber anstatt sich zu bessern, wurde sein Zustand immer schlimmer. „Man muß eine zweite Probe machen,“ sagte die Zauberin. „Gebt mir einen Piafter (20 Heller) und das Taschentuch, das um den Kopf des Kindes gebunden ist. Ich werde das Tuch samt dem Piafter unter mein Kopfkissen legen und diese Nacht werde ich im Traume sehen, was mit dem Kinde geschehen wird.“ Am nächsten Morgen frühzeitig kam die Zauberin und erzählte dem abergläubischen Dschaber ihren gehabten Traum. „Währenddem ich schlief,“ sagte sie, „sah ich euern kranken Sohn von seinen zwei verstorbenen

Brüdern umgeben; ein jeder von ihnen wollte ihn mit sich ziehen. Da kam ein Scheich und entfernte beide Tote mit einer Rute. „Du wirst nicht mit ihnen in den Tod gehen, sondern du wirst leben,“ sprach der Scheich, indem er sich zum Kinde wandte. „Freuet euch indessen,“ fügte die Heger hinzu, indem sie ihnen Mut machte, „euer Kind wird gewiß noch nicht sterben, denn jener Scheich, den ich diese Nacht sah, kann kein Lügner sein.“

Dschaber dankte der Zauberin und schöpfte neue Hoffnung. Aber umsonst. Der Zustand des Kindes wurde von Tag zu Tag schlimmer und der Tod rückte heran. Dschaber erinnerte sich dann, daß sein Kind ein Zwilling war. Die Zwillinge haben nach der Meinung des Landes ein besonderes Vorrecht, jenes nämlich, sich in der Nacht in Katzen verwandeln zu können. Diese Katzen laufen dann in den Häusern herum und rauben da und dort Fleisch und andere Leckerbissen. Ein jedes Übel, das einer solchen Katze zugefügt wird, wird auch dem Zwillinge zugefügt. Wenn z. B. eine solche Katze geprügelt wird, so werden die Schläge auch am Körper des Kindes sichtbar. Wird die Katze getötet, so stirbt das Kind. Auch mein Kind, dachte Dschaber bei sich selbst, muß, da es ein Zwilling ist, dieselben Eigenschaften haben. Als Katze muß es in den Häusern der Nachbarn herumgelaufen sein, irgend einer von ihnen hat sie gefangen und gebunden und jetzt ist das Kind krank. Davon überzeugt, durchheilt Dschaber die ganze Nachbarschaft. Er fragte alle, ob nicht einer von ihnen irgend eine Katze gefangen und gebunden hat. Keiner wurde eines solchen Vergehens schuldig gefunden. Dschaber verlor endlich alle Hoffnung, denn das Kind ging seinem Ende immer näher zu, bis es in der Tat starb. Dschaber war betrübt und bestürzt und wollte seinen Nachbarn nicht glauben und auch heute ist er noch überzeugt, daß irgend jemand eine Katze erschlagen und auf diese Weise seinem Kinde das Leben genommen habe.

Wenigstens konnte dieses Kind vor seinem Tode noch getauft und so gerettet werden. Nach dem Tode blieb ihm noch eine große Tochter, welche die Eltern an einen Muselman verheiraten wollten, aber sie weigerte sich standhaft, da sie als Gemahl einen Christen und sie selbst Christin werden wollte. Außer dieser hatte er noch zwei Söhne, von denen der eine zur christlichen Religion sehr hingeneigt war, aber der ältere war das gerade Gegenteil, ja er hielt den andern Bruder sogar ab, mit den Christen zu beten. Der Kleine wurde krank und zwar nach der Erzählung seines Bruders auf folgende Weise: Eines abendskehrten beide Söhne

von Affuan nach Schellal zurück. Auf einmal erschrickt der jüngere und zittert. Er hatte einen bösen Geist gesehen. Dieser Geist bemächtigte sich seiner und von diesem Tage fing der Knabe an, abzumagern. Dschaber probierte alle möglichen Beschwörungen des Scheichs, aber der widerspenstige Geist ließ sich nicht austreiben. Endlich kam er zu dem Entschluß, den Geist zu brennen und ihn so zu zwingen, auszugehen. Eines Tages stellte er sich mit dem Knaben dem Scheich vor und der Arme wurde, da es der Vater so wollte, mit einem glühenden Eisen an verschiedenen Stellen des Körpers gebrannt. Aber natürlich auch dieses Mittel reichte

nicht hin, um den vermeintlichen Geist auszutreiben' doch dem Knaben wurde es schlechter, bis er endlich starb. Vor seinem Tode hat er jedoch um die hl. Taufe, die ihm sogleich gespendet wurde.

Dschaber scheint nun ein wenig vernünftiger geworden zu sein; er erlaubte seiner Tochter, Christin zu werden, was er zuvor immer verweigert hatte, und der abergläubische Sohn verwandelte die Abneigung, die er früher gegen die christliche Religion hatte, in Zuneigung für dieselbe und fing an, den Katechismus zu lernen. Dschaber selbst kommt in die Kirche und betet mit unseren Christen. Möge ihm Gott der Herr recht bald die Gnade einer aufrichtigen Bekehrung schenken.



Verschiedenes.

Die bischöfliche Titularkirche von Trocmade.

Wir behalten uns vor, so bald als tunlich noch ausführlichere Angaben über obigen Bischofstitel des Apostolischen Vikars von Zentralafrika zu bringen. Einstweilen genüge das Folgende: Trocmade, lateinisch Trocmadae, gen. Trocmadarum, war ein im 4. Jahrhundert errichteter Bischofssitz im zweiten Galatien im Exarchat von Pontus unter dem Metropolitanatze von Pessinus.

Unter seinen Bischöfen werden genannt Cyriacus I., der einer der Väter der Provinz Galatien war, welche im Jahre 325 dem Konzil von Nicaea beigewohnt hatten; Cyriacus II. war bei der Nübersynode von Ephesus zugegen; Theodor unterschrieb das 6. allgemeine Konzil und die Canones in Trullus; Leo nahm am 7. allgemeinen Konzil teil. Gegenwärtig ist Trocmade einer der Titularbischofssitze oder Bischofstitel in partibus, die vom Papste verliehen werden.

Der letzte Inhaber dieser bischöflichen Titularkirche war der Weihbischof Johannes Maguire von Glasgow, der zum Erzbischof jener schottischen Metropolitankirche promoviert wurde.

* * *

Aus unserem Missionshause. Am 29. Okt. wurde das Missionshaus von einem unerwarteten, hohen Besuche überrascht. Zu ungewohnter Stunde ertönte plötzlich die gemeinschaftliche Glocke, die uns

alle in die Hauskapelle rief, um einige salbungsvolle Worte der Ermunterung und des Trostes von einem unserer besten und aufrichtigsten Gönner, Sr. Excellenz des hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Dr. Simon Michner, zu vernehmen. Hochderselbe richtete folgende Worte an uns, die zugleich auch den Zweck seines Kommens bekundeten:

„Es ist nun schon lange her, seitdem ich nicht mehr bei euch draußen war. Es hat mir aber große Freude bereitet, daß ich immer nur Gutes von euch gehört habe, sowohl in bezug auf die Aufführung, als auch in bezug auf das Studium. Möchte nur auch die Tugend mit der Wissenschaft gleichen Schritt halten. Vor allem aber ist die Tugend notwendig und da wir so unbefähigt sind, so müssen wir, wie der hl. Karl Borromäus sagt, immer wieder von neuem anfangen; dieser große Bischof fing nämlich täglich gleichsam von neuem an und so ist er zu der Vollkommenheit gelangt, in der wir ihn jetzt sehen. — Liebe Zöglinge, ihr werdet nun bald einen guten Vater verlieren. Euer hochw. P. Geyer wird am 8. November in München zum Bischof geweiht werden. Da wird der hl. Geist bei dieser hochheiligen Weihe in besonderer Weise über ihn herabkommen, möge er auch über dieses Haus seinen Segen reichlich ausgießen. Es ist dies zwar ein großer Verlust für das Missionshaus und für euch, aber ihr werdet in ihm einen neuen Bischof, einen Vater erhalten, nicht nur für das Haus, sondern für die ganze Mission. Darum fahret nun eifrig

fort, damit ihr einst eifrige Missionäre werdet wie ein hl. Petrus Claver und daß euer Bischof, wenn ihr nach Afrika kommt, euch als eifrige und tüchtige Missionäre in seine Arme schließen kann. Und damit ihr dies alles leichter ausführen könnt, so gebe ich euch jetzt den bischöflichen Segen . . . "

Aufgemuntert durch diese herzlichen Worte gingen wir wieder an unsere täglichen Beschäftigungen, danken aber hochdemselben für seine schöne Ansprache und schickten unserem hohen Gönner als Gruß und Herzenswunsch die Worte nach: *Ad multos annos!*

Auch das Missionhaus, obwohl entfernt vom Ort der Bischofskonsekration, empfand die Freude, einen neuen Bischof und zwar gerade in der Person unseres guten hochw. P. Rektors erhalten zu haben. Am selben Tage, 8. November, wurde deshalb in unserer Kapelle feierlicher Segen abgehalten, wobei mit jubelndem Herzen das „Te Deum“ (von Fr. Witt) gesungen wurde. Wir wünschen unserm Vater und Hirten nur eines: *Ad multos annos* zum Besten unserer Mission und zum Heile vieler Millionen Neger Zentral-Afrikas.

* * *

Abreise von Missionären nach Afrika. Am 17. Oktober schifften sich in Triest auf dem Handelschiffe „Amphitrite“ acht Priester unserer Kongregation für Afrika ein. Es sind dies der hochw. P. Otto Huber aus der Diözese Speyer, der nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Europa wieder zu seinen geliebten Syrern und Arabern Chartums zurückkehrt; der hochw. P. Stephan Bockenhuber aus der Diözese Linz, der uns obigen schönen Reisebericht gütigst zukommen ließ; der hochw. P. Alois Dominioni aus der Diözese Bergamo; der hochw. P. Ernest Girardin aus der Diözese Görz; der hochw. P. Michelangelus Besozzi aus der Diözese Mailand; die hochw. PP. Anton Sandona, Angelus Maggio und Gabriel Bertola aus der Diözese Vicenza.

Es ist das erstemal, daß die Kongregation der Söhne des hl. Herzens Jesu acht Missionäre auf einmal in die Mission schickt, ein anderer Vater, der sich diesen acht noch nicht anschließen konnte, wird ihnen nach kurzem folgen. Möge Gott die apostolischen Arbeiter im Weinberge des Herrn vermehren, denn die Ernte ist groß, ja sehr groß.

* * *

Was wussten die Alten von den Nilquellen? Herodot, ein redseliger griechischer Schriftsteller, hat

viele Bücher geschrieben und sich darin über mancherlei den Kopf zerbrochen. Er mußte nicht Herodot heißen, wenn ihm der Nil mit seinen großartigen Überschwemmungen nicht aufgefallen wäre; was immer ihm aber auffallend war, darüber hat er nachgedacht und seine Gedanken zu Papier gebracht. So hat er auch wirklich mehrere Blätter seines immerdar merkwürdigen Geschichtswerkes der Nilfrage gewidmet. Viel kam dabei allerdings nicht heraus. Das schien er selber zu spüren; denn plötzlich bricht er die Frage mit dem Satze ab: „Von den Quellen des Nil vermag niemand etwas zu sagen, da Lybien, wo er durchströmt, gerade unbewohnt und wüste ist.“ (Herodot II. 34.) Hinsichtlich des Steigens und Fallens gibt er eine Ansicht wieder, die der wahren nahekommt. Der Nil, so habe er vernommen, laufe an vom geschmolzenen Schnee. Dieser Ansicht aber pflichtet er selber nicht bei. „Aber,“ so philosophiert er weiter, wie kann der Nil vom Schnee anlaufen, da er aus den heißen Gegenden in die kälteren läuft? Es wehen ja beharrlich warme Winde aus jenen Gegenden; jenes Land ist immerdar ohne Schnee und Eis.“ Auch Neger hat er gesehen und erklärt ihre Schwärze aus der großen Hitze der Gegenden, die sie bewohnen.

Auch ist der Nil den Alten schon wegen seiner Länge aufgefallen, Plinmetich I. hielt es daher der Mühe wert, eine Gesandtschaft von Forschern auszurüsten und zur Auffindung der Nilquellen zu beordern. Die ganze Unternehmung aber blieb resultatlos und die Quellen unerforscht. Die Folge davon war, daß dieses unter jene Geheimnisse verfest wurde, die nur das Jenseits zu beleuchten imstande ist. Denn so heißt es im Totenpapyrus: Isis breitete ihre Arme aus, um den Nil, der im Verborgenen ist, zu erhellen.“

Daß man sich schon in den alten Zeiten sehr um den Nil und seine Quellen interessierte, beweist auch Flavius Josephus, der die Stelle im ersten Buche Moses: „Und der Name des anderen Flusses ist Gehon; jener, der umfließt das ganze Land Äthiopien“ (Gen. 2, 13) auf den Nil und Ganges erklärt; rings um die Erdscheibe ergieße sich der Ozeanus; der Nil sei aber nur eine Fortsetzung des Ganges und Indus, die durch den Ozean nach Afrika strömen, die Vegetation, die Farbe der Menschen an den Ufern sei ein Beweis dafür.

Niemand wird es einfallen, dieses erfolglose Herumraten und Erklären der Nilquellengeheimnisse zur Unehre anzurechnen, da es erst jetzt, nachdem soviel Wasser den Nil herabgelaufen, gelungen ist, einiges Licht darüber zu verbreiten. Wußten sie auch nicht, wo er entspringt, warum er zuzeiten so

großmächtig anschwillt, um sich dann wieder bescheiden in seine natürlichen Grenzen zurückzuziehen, so waren sie doch von der Bedeutung desselben vollkommen überzeugt, wie dies aus einem alten Hymnus auf ihn deutlich erhellt: „Heil dir, o Nil, der du dich offenbartest diesem Lande, — der da kommt im Frieden, zu beleben Ägypten! — Verborgener, du bringst das Finstere ins Licht, wie es dir gefällt, — der du die von der Sonne erschaffenen Triften beirieselst — zu beleben alles Getier. — Du tränkest das Land überall — du Pfad des Himmels, bei deinem Hinabsteigen, — Gott Seb, Freund des Brotes, — Gott Negra, Spender des Korns, — Gott Phtha, erleuchtend jede Behausung.“

„Herr der Fische, trittst du zurück auf das überschwemmte Gefilde, so nehmen die Vögel nicht mehr von dem, was brauchbar ist. — Schöpfer des Getreides, Hervorbringer der Gerste. — Für Millionen Unglücklicher wird dein Walten Ruhe der Hände. — Tritt er zurück im Himmel, so fallen die Götter auf ihr Angesicht, es verderben die Menschen.“

Hat er das Land überall vom Vieh öffnen lassen, dann ruhen Hohe und Niedere. — Ihn rufen die Menschen an, wenn er innehält, er gleicht dann dem Cheum, dem schaffenden Gott. — Geht er auf, so ist das Land im Jubel — jeder Leib freut sich, jedes lebende Wesen empfangt Nahrung — jeder Zahn hat zu kauen.

Er bringt die lieblichen Vorräte, — er schafft alle guten Dinge, — der Herr auserlesener, angenehmer Nahrung, — daß es Opfer gibt, verdankt man ihm. — Er läßt werden das Kraut für das Vieh, — richtet jedem Gotte seine Opfer zu; — der Weihrauch ist trefflich, der von ihm herrührt. — Er bemächtigt sich der beiden Gebiete, — die Speicher zu füllen, die Scheunen vollzumachen — dem Armen Gabe zu spenden.

Er schwillt an, um jeden Wunsch zu erfüllen, — nicht erschöpft er sich dabei. — Seine Stärke läßt er einen Schild werden für den Unglücklichen. — Man schneidet ihn nicht aus Stein. — Auf den Bildsäulen, die man mit der Doppelkrone versieht, erblickt man ihn nicht. — Kein Dienst, kein Opfer gelangt zu ihm. — Man kann ihn in kein Heiligtum bringen; man kennt nicht die Stätte, wo er sich befindet, — man findet ihn nicht in bunten Kästen.

Keine Behausung, die ihn einschloße, kein Führer zu deinem Herzen. — Du hast die Geschlechter deiner Kinder extrent, — man bringt dir Preis im Süden. — Bleibend sind deine Satzungen, die sich offenbaren vor deinen Dienern im Norden. — Er trinkt die Tränen von jedem Auge und spendet seine Güter in Fülle. (Maspero, „Hymne an Nil.“)

Wie das Volk grüßt.

Von Gottfried Kessler.

Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Gleicht dem an Züchtigkeit.
Gott grüße dich! Kein and'rer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

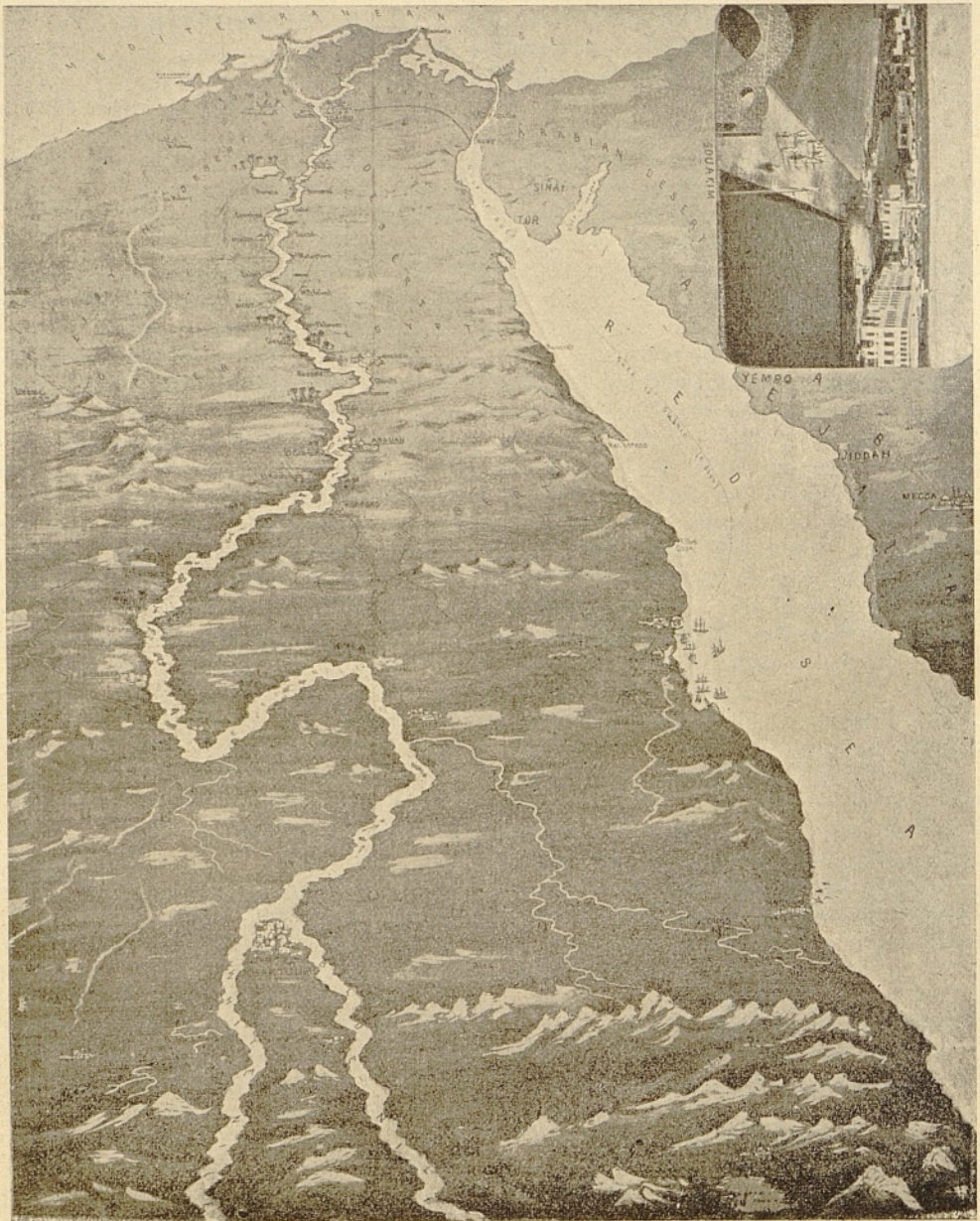
Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gibt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet.

Julius Sturm.

So alt und weitverbreitet die Sitte des Grüßens ist, so mannigfaltig sind auch ihre verschiedenen Formeln, zumal die volkstümlichen.

Das Wort „Gruß“ bezeichnet bekanntlich einen Ausdruck der Höflichkeit gegen jemand entweder bei seiner Ankunft, Begegnung oder Entfernung. Es besagt dieser Ausdruck so viel, als bei den Griechen Segen oder bei den Lateinern Gratia — Annehmlichkeit. Grüßen heißt daher, einem etwas Angenehmes sagen oder sagen lassen, um eine Artigkeit zu erweisen, seine Ergebenheit zu bezeugen. Im Buche Ruth (2, 4), dieser lieblichen Idylle des Alten Testaments — wird erzählt, daß Booz seine Schnitter auf dem Felde mit den Worten begrüßt habe: „Der Herr sei mit euch“, und daß diese antworteten: „Dich segne der Herr!“ Der Grieche ruft: „Freue dich und handle glücklich!“ Der Römer sagt ermunternd: „Sei gesund und stark!“ (Salve et vale!) Die morgenländische Begrüßung, deren Sich Christus bediente: „Der Friede, der Herr sei mit euch!“ sprach ehemals der Franzose als bürgerliche Formel bei der Begegnung: Dieu soit avec vous! Es ist dieses Wort das vom Priester während der heiligen Messe siebenmal an die Gemeinde gerichtete Dominus vobiscum! Dieser kirchliche Gruß hat sich in unser mundartliches: „Gott grüß dich! Grüß Gott! das ist: ich grüße dich durch Gott“, verkürzt, auf das die übliche Antwort erfolgt: „Gott Dank, Gott sei Dank“. In den meisten Gegenden ist diese Grußformel nur von 11 Uhr vormittags bis 3 bezw. 4 Uhr nachmittags gebräuchlich, vorher wünscht man „Guten Tag“, nachher „Guten Abend“, noch später „Gute Nacht“. Mancherorts wird die Wunschformel „Gott gebe“ beigefügt, zum Beispiel „Guten Tag, Abend, Gute Nacht geb-i (euch) Gott“. — Gott geb' dir ein gueten tag“ verzeichnet Thomas Platter 1572 als den damals üblichen Morgengruß. Oft läßt man das „gut“ weg, so daß es dann einfach heißt: „Tag gebi (geb' euch) Gott“.

In einem Dialektstücke des zürcherischen Volksdichters Konrad Meyer (nicht zu verwechseln mit Konrad Ferdinand Meyer) reden sich zwei am frühen Morgen begegnende Personen folgendermaßen an:



Ägypten von der Vogelschau.

„Hest au' (hast auch) scho' möge uf? Hä frili' jo!
 „Hest au' (hast auch) scho' möge uf? Hä frili' jo!
 Taggebigott!“ und bei Jakob Stutz (Gemälde aus
 dem Volksleben) lautet ein Nachtgruß: „Se schlofet
 wohl! Nacht gebi Gott!“ Bekannt ist die Redensart
 „wo die Füchse und die Hasen einander gute Nacht

sagen oder wünschen“, womit man gleichsam eine
 von Gott und Menschen verlassene Einöde bezeichnen
 will; so führt beispielsweise eine einsame Berghöhe
 bei Waldwil (Kanton Zug) den Namen „Hase-
 Guetnacht“. Den heutigen Zürichbieter und nörd-

lichen St. Galler erkennt man an seiner verkürzten Formel: „Grüez-e!“ (ich grüße euch); den Städter aus Winterthur an seinem bloßen „Guete“ (nämlich Tag). In einigen Gegenden des Kantons Zürich ist das „Gott grüez-i“ in „guegggrüezi“ entstellt; die Antwort lautet „Grüezi wohl!“ Bei dem schon erwähnten Jakob Stutz finde sich folgende humoristische Stelle: „Sogar zum Herr G'meinderot nüd emol g'seit: grüez Gott!“ (sogar zum Herrn Gemeinderat nicht einmal Grüezi Gott gesagt). — „Gott gebe dir gut' Sinn und Denken“ soll, wie Mloys v. Drelli berichtet, nach der Reformation in Zürich mit Händedruck zu Stadt und Land als Gruß an Stelle des „Gelobt sei Jesus Christus“ gegolten haben. Mit letzterm Spruch, auf den die Antwort „In Ewigkeit, Amen“ zu erfolgen hat, begrüßen die Kinder unserer katholischen Gegenden die Geistlichen, vornehmlich die Väter Kapuziner. In ganz katholischen Ländern ist dieser Lobspruch heute noch die allgemeine übliche Begrüßungsart, wie dies z. B. für Polen der Dichter Konstantin Gaszynski (1801—1866) in einem seiner ergreifenden, dem unglücklichen Vaterlande gewidmeten Sehnsuchtslieder bezeugt:

Kennst du das Land, wo auf gebahnten Wegen,
Die von den Pappeln kühlen Schatten leih'n,
Die Wand'rer fromm sich zu begrüßen pflegen:
„Gelobt soll ewig Jesus Christus sein!“
Wo sich der treue Storch auf Haus und Scheune
Sein Nest baut bei des Frühlings Wiederkehr,
Ein hölzern' Kreuz, ein heilig' Bild von Steine,
Vor jedem Dorfe steht zu Wacht und Wehr?

Den gleichen Gruß bekam Nikolaus Lenau in den österreichischen Alpenländern zu hören, als er, der Dichter der „sinnenden Melancholie“, an einem schwülen, trüben Sommerabend zur Dämmerungszeit einsam im Gebirge wanderte:

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sei Jesus Christus!“ sprach sie mir.
„In Ewigkeit!“ so dankt' ich freundlich ihr.
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Im vierten Jahrgang des schweizerischen Archivs für Volkskunde teilt R. Fischer folgende Grußformeln aus dem Schaufigg (Graubünden) mit: A.: Gott grüez-Di! B.: Gott wilche! (Gott willkommen) oder: A.: Guet-Tag gäb-Der Gott! B.: Gott lohn-Ue! (Guch) oder: Gott dank-Ue! oder A.: Guet Nacht! B.: Gott b'hüet-Di! (behüte Dich).

Der schweizerische Bauer grüßt seinen im Felde arbeitenden Landsmann nach dessen jeweiliger Beschäftigung und Verrichtung. Ist er überhaupt an der Arbeit, so lautet der an ihn gerichtete Gruß: „Flizig (fleißig)?“ Antwort: „He ja, me mueß oepiss tue (etwas tun) i' d'r Welt!“ Beim Weg-

gehen heißt es; „Sind nüd (seid nicht) z'flizig!“ Steht er mähend in der Wiese, so sagt der Vorübergehende zu ihm: „Haut's?“ (nämlich die Sense). Jener erwidert darauf: „Jo wärl, es mueß!“ Bei einer Begegnung auf dem Bergwege fragt man: „Mueß es hüt noh obfi (heute noch aufwärts) si?“ den mit dem Wagen Einherfahrenden: „Lauf't's?“ Antwort: „Danke-n-Ech, es mueß!“ Den am Brunnen plaudernden Mägden ruft der Vorübergehende zu: „Send er (habt ihr) Wassermangel?“ Der Tabakraucher, der vergnüglich sein Pfeifchen schmaucht, wird mit der Frage begrüßt: „Raucht's, brennt's?“ Dem beim Mahle Sitzenden gilt: „Gott g'segn-Ech's (Gott segne es Euch), schmeckt's-Ech?“ Antwort: „Danke-n-Ech, gleichfalls!“ Beim Zutrinken (B'scheid tue) verwendet man im Schaufigg die Formeln: „Gott g'sägn-es!“ oder „I bring-der's!“ oder „I tuen-der's!“ oder „G'sägne-der's Gott!“ Zu einem, den man tapfer einbrocken sieht, sagt man scherzweise: „G'fe Gott ums halb“ (ich wünsche Euch Gottes Segen, wenn Ihr mir die Hälfte [von der Mahlzeit] gebt), oder: „G'fe Gott nur's Halb, 's Ganz chäm-me denf“ nünne über!“ Tritt der Berner Bauer in einen Kaufladen, so fragt er gewöhnlich: „We geit's geng?“ (wie geht es immer), worauf die Antwort erfolgt: „Es geit so, es mueß es tue.“ Grüßte man vor fünfzig und mehr Jahren die an ihrem Spinnrade sitzende Luzerner Bäuerin: „Spinnt's, schnurrt's?, so erwiderte sie mit ablehnender Bescheidenheit: „Schlächt gnuet!“ (schlecht genug). C. L. Kochholz, dieser gründliche Kenner des Volkslebens, teilt in einer seiner Schriften folgenden Sittenzug mit: Als ich einst gegen Boningen im Kanton Solothurn spazierte, sah ich einen Bauern sein Feld umhacken, grüßte ihn mit „Guete Obe“ und blieb bei ihm stehen. Der Mann aber erwiderte mir: „Ufenneine (unsereiner) het's lieber, wenn me n'üs grüßt noch dem was mer tünd (tun): es git is wider Muet zur Arbet, b'sunders wenn sie so schwer ist.“ Ähnliche Begrüßungsformeln verzeichnet Balthasar Spieß aus dem Fränkisch-Bennebergischen. Geht man dort an Arbeitenden auf dem Felde, auf dem Hofe, beim Handwerk oder sonstwo vorüber, so spricht man: „Gätß flezig?“, worauf die Antwort: „E beße.“ „Esß ball Feierobet?“ „Es werd ball wern!“ Sitzen die Leute an einem schönen Plätzchen beisammen, plaudern miteinander und rauchen ihr Pfeifchen, so fragt der Vorübergehende oder der sich ihnen Nähernde: „Boß schwakte minand?“ Sie antworten: „Go-er net viel.“ „Bu gätß hie?“ fragt einer den andern. Antwort: „Go-er nit weit.“ Gehen (junge) Chemannner an Frauen vorüber, die waschen, so rufen sie diesen spottweise

zu: „O, fü alle Drockewöschere!“ Der gleiche Scherz ist im Thurgau üblich. Den Wäschherinnen am „Zuber“ ruft man dort zu: „Truchwöschere!“ (Trockenwäschherinnen), läuft dann aber Gefahr, mit Wasser begossen zu werden. Begegnen sich zwei Personen häufig, so sagen sie (in Meiningen): „Ich mänt, mi mößte enand eppes schölß (schuldig) sei.“

Der Gruß — bemerkt Nothholz treffend — setzt seine Formeln deshalb in die fragende Form, weil er liebevoll dem Tun und Treiben des andern nachforscht und zu erkennen gibt, daß man an des fleißigen Arbeit in Gedanken teilnehme. Man nennt diese Art des Grußes die Zeit anwünschen, die Zeit bieten, man drückt also damit eine Beglückwünschung in demselben Sinne aus, wie man sich das Neujahr anwünscht. Sich an einem zweiten Orte gegenseitig treffend, lautet die Anrede: „Sind er au do?“ Ganz übereinstimmend mit dieser so entbehrlichen und doch so allgemeinen Frageweise ist die Begrüßungsformel der jetzigen Neuseeländer: Tena koe, du bist da. Für mehrere: Tena korua, ihr alle seid da. Der Franzose braucht unter allen Umständen sein Comment vous portez vous? Er fragt damit, wie machen Sie sich's erträglich, wie bringen Sie sich durch? Eine Geschäftsneugier, die man sich nach deutscher Denkweise nicht erlauben dürfte. Der Engländer ahmt den Welschen nach, er grüßt: How do you do, wie tut Ihr Tun, d. h. was für ein Geschäft haben Sie eben vor? Der Holländer fragt: „Wie fahrt Ihr?“ Schwedischer Gruß ist, wenn Bekannte sich begegnen: Tack for list, ich danke für letztes, nämlich für das neueste Gastmahl oder Gastgeschenk.

Welch hoher Wert vom Volke dem Grüßen beigelegt wird, ergibt sich aus der nicht geringen Anzahl diesbezüglicher Sprichwörter und Redensarten, so z. B.: „Fründli grüße host't nid vil“ (Freundlich grüßen kostet nicht viel). — „Wie der Gruß, so der Dank.“ — „E leere Gruß god barfueß“ (d. h. Grüße ohne Geschenke braucht man nicht auszurichten.) — „Wenn di d' G'legeheit grüezt, so dank-ere.“ — „Gott grüezt mänge, wo-n-em nid danket.“ — Ganz besonders das letzterwähnte Sprichwort ist echt volkstümlich, nicht minder die dazu gehörige treuherzige Erklärung und Auslegung des allbekannten gemüthlichen Johann Peter Hebel: Gott grüßt mänge, der Ihm nit danket. Zum Beispiel wenn di früh d' Sonne zum neue chräftige Lebe weckt, so büt Er der: Guete Morge. Wenn si z' Obed di Aug' zume erquickliche Schlummer schläft: Gutti Nacht. Wenn d' di mit g'undem Appetit zur Mohlzit setzst, sait Er: Wohl biskumms. Wenn de G'föhr no' zu rechter Zit entdeckst, so sait Er:

Nimm di in acht, jung Chind oder alt Chind, und her lieber wieder om. Wenn d' ane schöne Maitag im Bluestdust und Lercheg'sang spaziere gohst und es ist der wohl, sait Er: Willumm i Min Schloßgarte. Oder de denkst a nit und es wird der uf eimol wunderli im Herze und naß i de Auge und denkst, i will doch anderst werde, als i bin, so sait Er: Merkst, wer bi der ist? Oder de gohst ame off'ne Grab vorbi, so denkt Er just nit dra, daß d' lutherisch oder reformiert bist, und sait: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott mänge, der Ihm nit antwortet und nit danket. — „Vögel pfised enand Gott b'hüeti zue,“ sagt man zu einem Grobian, der das Grüßen vergißt.

Im Aargau und im Zürichbiet heißt es von einem solchen: „Er het Harz i der Chappe“ (er hat Harz in der Mütze); ihm wird nachgerufen: „Wie tür d' Chappe um en Schilling?“ (Wie teuer die Kappe [Mütze] um einen Schilling?) Ebendasselbst gebraucht man von einem, der beim Grüßen den Hut nur ein wenig hebt, den bildlichen Ausdruck: „Er macht eine Mausfalle.“ Umgekehrt wird eine des Grüßens gewohnte Person als „grueßsam“ oder „grüßbar“, d. h. gern grüßend, bezeichnet, wie es in der Strättlinger Chronik heißt: „Er war ein gnadrycher, grueßsamer mann; wer ihn angesach, der gewann ein liebe zu im.“ Der gleichen Ansicht, daß ein freundlich Grüßender überall beliebt sei, sind auch die Sprichwörter: „D' Chappen i der Hand und 's Gottgrüezi parat (bereit) git (gibt) offeni Ohren und guete Rat“ (Zürich). „Langsam zum Sedel (Geldbeutel) und hurtig zum Huet hilst mängem junge Bluet“ (Luzern). „Eis Gottgrüezi ist besser as (als) zעה (zehn) helf der Gott!“ (Uri). Letztergenannte Redensart bezieht sich wohl auf die in manchen Gegenden bestehende Übung, Almosen Heischende mit der Formel: „Helf dir Gott!“ abzuweisen; in Appenzell soll ein Bettler darauf geantwortet haben: „Du heßt dem Herrgott nünt z-be-fehle!“ (Du hast dem Herrgott nichts zu befehlen!)

Wir schließen unseren Aufsatz mit den schönen, die sinnige Bedeutung eines herzlichen und aufrichtigen „Grüß Gott!“ trefflich zum Ausdruck bringenden Versen von Karl Gerok:

„Grüß Gott!“ Das klingt am Morgen
Wie munt'rer Lerchenton,
Und scheucht des Wand'rers Sorgen
Wie Nachtgewölk davon.

„Grüß Gott!“ Das tönt am Abend
Wie sanfter Drosselschlag,
Und kühlt, wie Tau so labend,
Nach schwülem Arbeitstag.

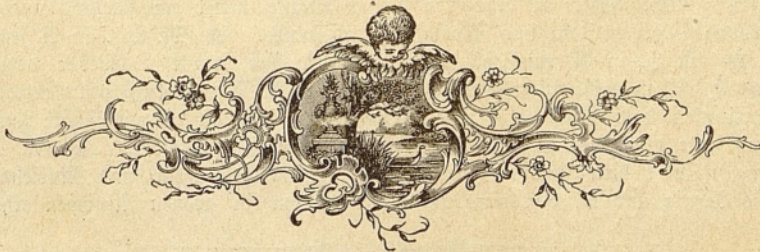
„Grüß Gott!“ Am Tage der Freude,
Er würzt dir dein Brot!
„Grüß Gott!“ In Kreuz und Leide,
Er tröste dich in Not.

Grüß Gott uns all auf Erden
Mit Seiner Gnade Strahl,
Bis wir Ihn grüßen werden
Daheim im Himmelsaal!

* * *

Marienverein für Afrika. Die Pfarrgruppe St. Rochus im dritten Bezirke hielt am 21. Oktober eine sehr gut besuchte Versammlung im großen Gemeindesaale des erwähnten Bezirkes ab. Dieselbe wurde vom hochw. Kooperator Pfluger als Konsulent der Pfarrgruppe eröffnet und begrüßte derselbe den hochw. Herrn Kanonikus Schöpfleuthner, den hochw. geistlichen Rat Gold und den hochw. Pater Hubert Hansen aus dem Missionshause in St. Gabriel. Kanonikus Schöpfleuthner hielt eine Ansprache, in welcher er zwischen den Tugenden der heiligen Märtyrin Ursula, deren Fest eben fiel und den Tugenden der Missionäre eine Parallele zog; Tugenden, welche auch die Mitglieder des Marienvereines ausüben können und sollen. Der starke Glauben, das Gottvertrauen und die heldenmütige Opferliebe, welche die hl. Ursula und ihre Gefährtinnen mutig dem Märtyrertod entgegengehen ließen, müssen auch die eifrigen Missionspriester bei ihrem schweren Berufe erfüllen, aber auch die Mitglieder des Marienvereines müssen voll Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen, voll Gottvertrauen sein, daß den armen Negern durch die kleinen oder größeren Opfer, die sie für dieselben bringen, aus Liebe zu Gott, Hilfe zukomme. Es wurde nun noch nach den Missionsberichten von den

großen Schwierigkeiten erzählt, welchen man besonders bei Bekehrung der Mohammedaner begegnet, andererseits aber auch von den Erfolgen, die trotzdem die Missionäre bereits erzielt haben. Die Anwesenden wurden gebeten, in ihrem Eifer nicht nachzulassen und den Marienverein auch ferner zu unterstützen. Der hochw. Pater Hausen, welcher die zweite Ansprache hielt, besprach den Missionsberuf, der oft schon Kinder beseelt; statistisch wurde nachgewiesen, welche große Summen in Oesterreich und Deutschland nur von den Kreuzern der Kinder für die Heidenkinder zusammengekommen und wie gewiß besonders das Gebet der Kinder zum Himmel dringt. Der hochw. Redner ging dann in anschaulicher Weise die traurigen Schicksale durch, die Afrika in den letzten Jahrhunderten durchgemacht hat, der Erde, der im 4. Jahrhundert 700 christliche Diözesen zählte. Redner erzählte auch nach Missionsberichten von den haarsträubenden Grausamkeiten, die jetzt noch von den Europäern und ihren Hilfstruppen im Kongostaate ausgeübt werden und wie die guten Missionspriester die einzige Zuflucht der armen Schwarzen sind. Es wurde aber auch gezeigt, wieviel Geld notwendig sei, um die Missionäre ausbilden zu lassen, ihre Überfahrt und ihren Unterhalt zu bestreiten und gebeten, auch ferner die Missionen durch materielle Gaben, aber auch durch eifriges Gebet zu unterstützen. Der hochw. Herr Pfluger dankte den Rednern für ihre beisternden Worte, bat die Angestellten, sich dieselben zu Herzen zu nehmen und ihre Mitgliederbeiträge pünktlich einzuzahlen, sich auch für die Lotterie zu Missionszwecken zu interessieren und berichtete, daß Lose in der Sakristei bei St. Rochus zu haben sind. Einige Zöglinge aus der Klosterschule der ehrw. Schulschwestern in der Apostelgasse trugen heitere Gedichte recht gut vor und auch Lehrer Leo füllte durch sein tüchtiges Klavierspiel die Zwischenpausen in angenehmer Weise aus.



Gebetserhörungen und Empfehlungen.

Aus Bruck. Dank dem hlft. Herzen Jesu für die Befreiung von einem recht lästigen Fußleiden und für die Erlangung eines braven christlichen Lehrers für die Schule; die Veröffentlichung der Dankfagung hatte ich gelobt, ebenso auch den Dank für mehrere Seelsorgsanliegen. Bitte aber wiederum um das Gebet beim Herz Jesu Altare für einen sehr widerpenstigen Ziehnaben und um glückliche Gemeindegewählten, sowie in mehreren Seelsorgsanliegen.

Pustertal. Tausend Dank sage ich den hlft. Herzen Jesu und Maria und auch dem hl. Josef für die Erhörung in meinem Anliegen, die ich nur Ihrem Gebete zuschreibe.

Aus Bullendorf wird eine Dankfagung für die Gebetserhörung einiger Arbeitslosen eingesandt, welche vor einigen Wochen unserm Gebete empfohlen wurde. Bittet zugleich um das Gebet für das Zustandekommen eines Kinderheimes; um Beseitigung der Hindernisse bei der Gründung eines Frauen-Vereines; um Demütigung der Feinde jeden guten Unternehmens.

* * *

* N. N. in St. Peter bittet ums Gebet, um Besserung in Geldverlegenheit und um Hereinbringung eines Guthabens. * N. N. in B. bittet ihrer am Marien-Altar zu gedenken, um glücklichen Ausgang eines Geschäftes. * N. N. in Scheibbs bittet drei Anliegen dem hlft. Herzen zu empfehlen. * Ein Familienvater bittet ums Gebet für einen Kranken, um Hilfe in schweren zeitlichen Anliegen in Verkaufsangelegenheiten, für schwergedrückte Familien, um Hilfe in Körper- und Seelenleiden. * M. L. bittet um ein wenig Gebet in schweren Anliegen. * Ein Abonnent des „Stern“ bittet seiner in mehreren wichtigen Anliegen beim hl. Herzen Jesu und Maria eingedenk zu sein. * P. H. in G. empfiehlt sich unserm Gebete. * H. R. in Sch. bittet die Genesung eines Schwerkranken dem hlft. Herzen Jesu zu empfehlen, oder um eine glückselige Sterbestunde. * C. Sp. in Klagenfurt bittet mit uns beim hl. Herzen Jesu und Maria und hl. Antonius um

Hilfe in Geschäftsangelegenheiten. * G. W. in L. bittet, daß wir für sie in dringenden Anliegen am Herz Jesu Altare beten. * Ein Landwirt bittet seinen kranken Sohn ins Gebet einschließen zu wollen. * N. N. in Meran bittet um das hl. Gebet in einem großen folgeschweren Anliegen. * N. N. bittet für ihren Mann im Kerker ums Gebet, für große Sünder, für Verwandte. * Ein schwer gedrücktes Marienkind bittet um unser Gebet in zwei wichtigen Anliegen. * Maria P. bittet innigst ums Gebet in vielen Anliegen. * M. M. in Natters schickt ein Almosen für die armen Neger, daß sie in einem großen Anliegen für sie beten. * Sch. in B. bittet uns recht innig um Einschluß ins Gebet. * Ein Mitglied des Marienvereines bittet dringend um das hl. Gebet für einen Schwerkranken, der bis jetzt den Empfang der hl. Sakramente ablehnte; empfiehlt die Bekehrung eines Familienvaters und andere Anliegen. * Eine tiefbetrübte Mutter bittet inständig um unser Gebet zum hlft. Herzen Jesu um Besserung eines Sohnes. * Eine treue Innsbrucker Abonnentin bittet ums Gebet beim Gnadenaltar vom hl. Herzen Jesu und der lieben Mutter Maria um Befreiung von meinem jetzigen schlechten Zustand. * N. N. bittet ihn dem hlft. Herzen Jesu und Maria anzuempfehlen und für ihn bei den Gnadenaltären zu beten. * M. Sch. bittet, sie, Gesundheit, Geld- und Studienangelegenheiten dem göttl. Herzen Jesu und der lieben Muttergottes zu empfehlen. * J. B. H. bittet für ihn in einem großen Anliegen zu beten. * F. C. aus Hiezing bittet kniefällig sie wichtiger Anliegen halber in unser Gebet einzuschließen. * J. G. bittet um ein Memento in einem Anliegen. * Die ehrw. Tertiarschwester in B. schenken 2 Dk. Skapuliere und empfehlen sich dem Gebete. * W. Matrei; eine Kranke bittet um Geduld und eine glückselige Sterbestunde. * M. Sch. in A. sendet 3 M. und empfiehlt ihre kranke Schwester dem Gebete. * Dornbirn, N. N. wendet sich mit Vertrauen an das hlft. Herz Jesu und an die unbefleckte Jungfrau um Befreiung von Nervenleiden. * N. N. bittet etwas für ihn am Herz Jesu- und Marienaltare beten zu wollen, um in großen Anliegen erhört zu werden.